UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01479258 4

PT
2085
A4S4

I
81

Charlotte von Stein
und ihr antiromantischer Einfluß auf Goethe

Von

Ernest Seillière

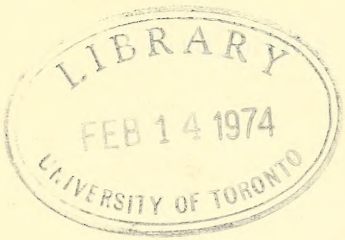
Autorisierte Übersetzung von Lydia Jacobs

lin W 30 1914

Hermann Barsdorf Verlag

(Alle Rechte vorbehalten)

PT
2085
A4S4



Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Einleitung: Psychologie und Moral des Imperialismus ..... 1—5

1. Kapitel. Der Führer der ersten romantischen Generation in Deutschland ..... 7—39

1. Frau von Steins Angreifer und Verteidiger 7
2. Ist Goethe als „Romantiker" zu werten? 11
3. Die Vererbung bei Goethe 15
4. Erster Aufruhr des stürmenden Gefühlslebens 16
5. Kampfbereit bis zum letzten Augenblick 21
6. Fortdauernde Gefahr und siegreicher Widerstand 24
7. Die romantische Färbung des Werther 29
8. Naturalistischer, sozialer und leidenschaftlicher Mystizismus im Werther 32

2. Kapitel. Goethes Übersiedelung nach Weimar und das Zusammentreffen mit Frau von Stein ..... 40—68

1. Von Lili bis Karl August 40
2. Aussichten auf eine geniale Tätigkeit auf politischem Gebiet 44
3. Unter der Eingebung des Gott Natur 48
4. Frau von Steins Herkunft und Jugend 52
5. Josias von Stein 57
6. Zimmermann 61
7. Charlottens erster Eindruck auf Goethe 64

3. Kapitel. Die Erziehung eines Impulsiven zur Willenskraft ..... 69—93

1. In der Schule des öffentlichen Lebens 69
2. Bei der Gräfin von Werthern 72
3. Das Frühjahr 1781 77
4. „Meine Neue!" 80
5. Zunahme des moralischen Grundtons 84
6. Flüchtige Wolkenschatten und letzte schöne Tage 87

4. Kapitel. Es trennen ſich die Wege ..... 94—130
1. Die Notwendigkeit einer neuen Hygiene für Goethe .. 94
2. Die Trennung 97
3. Chriſtiane 102
4. Goethe und Charlotte nach dem Bruch. — Dido 109
5. Charlottens geiſtiger Wert 114
6. Frau von Steins Herzenseigenſchaften 120
7. Einige allgemeine Urteile 126

5. Kapitel. Die romantiſchen Elemente in Goethes Werken nach 1786 ..... 131—164
1. Goethes italieniſche Eindrücke. Der romantiſche Hellenismus 133
2. Wilhelm Meiſters Lehrjahre 136
3. Fauſt. — Die Wahlverwandtſchaften 143
4. Goethe und die wiſſenſchaftliche Methode 150
5. Der „Dämon“ 156
6. Verkettung von Romantismus und Stoizismus. — Die „Geſpräche“ 159

Einleitung.

Die Pſychologie und Moral des Imperialismus.

Nicht aus eigenem Antriebe bin ich zu dieſer Aufgabe von wahrhaft erdrückender Bedeutung gelangt — einer Würdigung von Goethes Lebenswerk in bezug auf den moraliſchen Standpunkt. Der Anſtoß hierfür kam mir von außen. Nachdem die meiſten meiner Arbeiten im Laufe der letzten Jahre ins Deutſche übertragen und von der Kritik ebenſo wie von dem rechtsrheiniſchen Publikum beifällig aufgenommen wurden, iſt man tatſächlich von verſchiedenen Seiten in mich gedrungen, meine Anſicht über dieſes gewaltige Problem bekannt zu geben, welches der zentrale Schwerpunkt des theoretiſchen Gedankens in Deutſchland zu ſein beharrt. Obſchon von dem Wunſche geleitet, mich kurz zu faſſen, um die ſo liebenswürdig in Ausſicht geſtellte Aufmerkſamkeit nicht zu mißbrauchen, erſchien es mir doch notwendig, aus dem Leben dieſes Großen eine bedeutungsvolle Epiſode herauszunehmen und ihre Phaſen nach beſtem Können zu beleuchten. Von dieſem alſo begrenzten Geſichtspunkte ausgehend, werde ich es dann verſuchen, einen Geſamtblick auf dieſes unbegrenzte Leben zu werfen, deſſen Einfluß auf den modernen Geiſt ein ſo hervorragender war und noch heute iſt.

In Frankreich überragt das Andenken an Goethe und ſeine Geſtalt alle nationalen und politiſchen Gegenſätze. Nötigenfalls wird er von ſeinen Landsleuten abgeſondert, ihnen bisweilen ſogar in mehr oder minder berechtigter Weiſe entgegengeſtellt. Im letzten Jahre gab ein Literat, der zugleich Gelehrter iſt, ein wertgeſchätzter Arzt, deſſen Pſeudonym Jean Mariel lautet, unter

dem bedeutsamen Titel „L'enseignement de Goethe“ (Goethes Lehre) eine Studie heraus, die das Vorhandensein derartiger Empfindungen unter der französischen Jugend betonte. „Betrachten wir Goethe,“ schreibt er, „so stellt sich uns das vollendetste Menschheitsexemplar dar, das die Erde vielleicht jemals geschaffen hat.“

Auch meinerseits voll tiefster Ehrfurcht vor dieser wunderbaren Gestalt und dieser unermeßlichen Seeleneinwirkung, habe ich dessen ungeachtet versucht, ihr gegenüber meine Urteilsfreiheit und völlige Unbefangenheit zu bewahren. So vollbewußt ich mir auch des Abstandes bin, der mich in bezug auf Geistesmacht von einer derartigen Natur trennt, so weiß ich mich doch ihr gegenüber im Besitze eines Vorzugs: desjenigen der Zeit, die seit seinem Ableben dahinfloß, desjenigen eines Zeitalters, das fast völlig aus Erfahrungen besteht, an deren Gewinn er keinerlei Anteil haben konnte. Nun aber ist dieses Zeitalter so überreich an jeder Art Lehren gewesen und hat in einem so hohen Maße jene Moralprobleme der Reife entgegengebracht, die der große deutsche Lyriker einst als Erster aufwarf und erläuterte, daß das Lebenswerk Goethes in dieser Beleuchtung von neuem Lichte durchstrahlt erscheint. So wollen wir denn diesem Riesenwerke näher treten, in der Hand die Fackel unserer historischen Betrachtung schwingend. Die Grenzen einer solchen sind gewiß eng gesteckt und zusammengedrängt für den einzelnen, möge dieser auch im Laufe seines Lebens noch so angestrengt nach harmonischer Kultur des Geistes im Sinne des Meisters gerungen haben. Aber dennoch hat dieser einzelne die Pflicht, von ihr zum Nutzen der Wahrheit mit Mut und Aufrichtigkeit Gebrauch zu machen.

Da ich indessen einen recht eigenartigen Wortschatz benutzen werde, der in knapper Fassung theoretischen Überzeugungen von neuer Färbung Ausdruck verleiht, so werde ich nachstehend in wenigen Worten jene kritischen Grundsätze festlegen, die ich meinen freundwilligen Lesern gegenüber bereits seit etwa fünfzehn Jahren zu verteidigen suche.

1. „Das Streben nach Macht“, um mit Hobbes, La Roche-

foucauld und Helvetius zu reden, der „Wille zur Macht“, durch Nietzsche zergliedert, oder der Imperialismus — falls man sich bereit finden läßt, diese grundlegende Tendenz alles Lebens in ein einzelnes Wort zusammenzufassen, dessen Sinn zunächst durch das Schauspiel der neuzeitlichen Ereignisse eine genaue Erläuterung erhält — ist im Lebewesen (vielleicht sogar im Stofflichen) vorherrschend und unentwegt tätig. Tatsächlich ist er nichts anderes als ein Zusatz zum Instinkt der Erhaltung, denn dieser Instinkt sieht sich bald durch die lebentragende Erfahrung jener Tatsache belehrt, daß jede Stufe zur Macht über Lebewesen und Dinge die Aussichten eines höheren Daseins für diejenigen erweitert, die im Besitz dieser Macht sind. In der Tat versorgt sie uns, im Fall einer teilweisen Niederlage im allgemeinen Kampfe, mit Verteidigungs- und Rückzugslinien. Nun aber heißt sein: kämpfen, und im Wesen beharren oder leben: siegen. Der Imperialismus im eigentlichen Sinne, der Imperialismus der Rasse oder der Nation ergibt hierfür den augenscheinlichsten Beweis.

2. Gewisse noch ungenügend aufgeklärte Erscheinungen unseres psychischen Unterbewußtseins werden als mystische Phänomene, und heutzutage sogar bisweilen als mystische Erfahrungen bezeichnet. Ihr typischer Ausdruck ist die Verzückung; doch ist die Verzückung im eigentlichen Sinne für Milderungen und Abstufungen jeglicher Art empfänglich, sie kann Eingebung, Schwärmerei, Begeisterung usw. sein. Als erste Kundgebungen einer ursprünglichen psychischen Tätigkeit im Schoße der Menschheit sind aller Wahrscheinlichkeit nach die mystischen Formen des Gedankens anzusehen. Das Bestimmen der Rolle, die sie in der fortschrittlichen Entwicklung des Menschengeschlechts spielten, und zugleich das Festlegen ihrer neuzeitlichen Bedeutung gegenüber dem täglich rascher fließenden Entwicklungsgange der bewußten Forschung im Schoße der geistig überlegenen Menschheit ergibt eine höchst anregende Untersuchung.

3. Die unbewußten Phänomene der Mystik erfüllen — wenigstens ist das eine auf historischer Erfahrung gegründete

Tatsache — den Geist, der ihnen zum Schauplatz dient, fast notgedrungen mit der Überzeugung, im Besitz eines ihn verteidigenden oder zur Not angreifenden Bündnisses mit irgendeiner Gottheit zu sein, die bereit ist, ihm im Lebenskampfe Beistand zu leihen. Diese Phänomene rufen, als Folge jenes übernatürlichen Bündnisses, den Glauben an eine Erweiterung der Macht hervor. Unter dieser Vorstellung führen sie gewissermaßen zu einem extra-rationellen oder überrationellen, in jedem Falle jedoch zu einem irrationellen Imperialismus.

4. In Europa ist die spezifisch neuzeitliche Form der mystischen Neigungen, nunmehr zumeist aus dem christlichen Rahmen losgelöst, der sie so viele Jahrhunderte umspannte, die des moralischen Romantismus. In seinen allgemeinen Grundrissen wurde dieser Lehrsatz (nach unzähligen Vorläufern) gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts festgelegt. Er hat verschieden geartete Abzweigungen geliefert: den Romantismus der Rasse, den Romantismus der Leidenschaften, den ästhetischen und den sozialen Romantismus, was ich in meinen Schriften durch vielfache Beispiele klar zu beweisen bemüht war. Jean Jacques Rousseau, der unerschrocken die natürliche Güte des Menschen (hauptsächlich die des Wilden oder des Plebejers) predigte, oder mit anderen Worten, das uns angeborene Bündnis mit einer väterlichen Gottheit, ist einer der wirksamsten, weil einer der beredtesten Förderer der romantischen Moral gewesen.

5. Der neuzeitliche Sozialismus bildet — zum mindesten in jener aufregenden und sentimentalen Form, die er bis heute trägt, selbst bei denjenigen seiner Vertreter, die am lautesten Ansprüche auf „Wissenschaft“ und „Vernunft“ erheben — in meinen Augen jene spezifisch soziale Abzweigung, die ich soeben als dem romantischen Mystizismus zugehörig bezeichnete. Man kann einen bestimmteren rationellen Sozialismus voraussehen, der eine experimentelle und lebensfähige Verbesserung des sozialen Romantismus sein wird.

6. Indem der Mystizismus die Überzeugung eines übernatürlichen Bündnisses schafft, ist er ein sehr bedeutungsvoller

Antrieb zur Tat: er hat sich bisher sogar als unentbehrlich erwiesen, um zur Zeit bedeutender geschichtlicher Ereignisse die Tatkraft der Menschheit in Bewegung zu setzen. Der romantische Mystizismus hat gleich seinen Vorgängern das Amt dieses wirksamen Stimulans erfüllt. Verdorben jedoch durch seine gewagte Psychologie, derjenigen der natürlichen Güte, hat er zu manchen Verwirrungen geführt und manches Verderben gezeitigt. Heutzutage ist es angebracht, die Äußerungen des guten Willens in moralischer Hinsicht einem Mystizismus anzugliedern, der so viel als tunlich von seinem fetischen und magischen Ursprung befreit, mit einem Wort so rationell ist, wie ihn unsere Zeit verträgt, — nachdem die menschliche Vernunft die bestimmte Definition als eine Anhäufung von vererbten, traditionellen und individuellen Erfahrungen des Menschengeschlechts, hauptsächlich aber von Erfahrungen auf sozialem Gebiet erhalten haben wird. Diese Anhäufung ist durch geniale Menschen der höheren Rassen außerordentlich begünstigt worden, dank der Schreibkunst, der Buchdruckerkunst, der Tagespresse, der Elektrizität. Mit anderen Worten, wir müssen uns als die Verbündeten eines uns geneigten Gottes betrachten, der die bewußte Menschheit unmerklich besseren Bestimmungen auf dem Wege der Anhäufung und geschickten Synthese von Erfahrungen über die Naturgesetze und gegenseitigen Zugeständnisse entgegenführt, die allein ein gemeinsames Leben für Individualitäten ermöglichen, die von Natur aus Imperialisten sind.

7. Endlich glaube ich, daß das Christentum die europäische Menschheit auf dem Wege jenes Fortschritts machtvoll unterstützt hat, der ihr zur Stunde die Weltherrschaft verbürgt. Seine äußerst gesunde Psychologie der Erbsünde, — eine Psychologie, die sich so vollständig mit den gegenwärtigen Schlüssen der Wissenschaft über den Ursprung des Menschen deckt — die glücklichen Anlehnungen seiner ersten Führer an die vor ihnen durch das klassische Altertum verwirklichten moralischen Synthesen, insbesondere an den Stoizismus — letzten Endes seine umfassende Kenntnis der menschlichen Seele und seine Erfahrung

in der Leitung der Gewissen haben ihm unvergleichliche Methoden für die unentwegt fortlaufende Anpassung der imperialistischen Menschheit an das soziale Leben vorgezeichnet. Seine geistlichen Elemente haben die in ihrer Mitte erblühten Mystiker meistenteils auf die Wege eines genügend rationellen, also nachdrücklich sozialen Imperialismus zu leiten gewußt[1]).

[1]) Eine höchst geistreiche Darstellung und Besprechung meines theoretischen Gedankens ist in der Arbeit zu finden, die Louis Estève in der Alcanschen Bibliothek der zeitgenössischen Philosophie veröffentlicht hat: „Une Nouvelle Psychologie de l'imperialisme. — Ernest Seillière." Mit Nutzen wird man auch die ausgezeichnete Studie lesen, die den Titel trägt: „Ernest Seillière par M. Nicolas Sègur, erschienen in La Revue vom 1. April 1913.

1. Kapitel.

Der Führer der ersten romantischen Generation in Deutschland.

1. Frau von Steins Angreifer und Verteidiger.

Jene so engen Beziehungen, die Goethes Geschick an das der Baronin Josias von Stein, geborene Charlotte von Schardt, länger als ein Jahrzehnt knüpften, blieben dem Publikum bis zu jener Stunde vollständig unbekannt, da die Nachkommen dieser außergewöhnlichen Frau die mehr als tausend Liebesbriefe und Billette, die der große Mann an seine Muse gerichtet hatte, im Druck erscheinen ließen. Die Mehrzahl dieser Urkunden stammt naturgemäß aus den Jahren 1776 bis 1786, dem Zeitraum der vertrauten Beziehungen zwischen den beiden Korrespondenten: die übrigen beziehen sich auf ihr vierzig Jahre währendes minder inniges Verhältnis, das sie in der Folge in dem so engen Kreise des weimarischen Lebens noch oft zusammenführte. Vorerst weisen wir darauf hin, daß, da alle Briefe Charlottens, die dem Jahre 1788 vorausgingen, von ihr sofort nach dem Zwist, der zu dieser Zeit die beiden Freunde schied, zurückgefordert und verbrannt wurden, die Korrespondenz in ihrem interessantesten Abschnitt eine durchaus einseitige bleibt. Nur die Stimme des großen Goethe allein ist aus ihr zu vernehmen.

Die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten Briefe Goethes an Frau von Stein wirkten in Wahrheit wie eine Offenbarung. Die gebildete Welt sah sich plötzlich der einzigen Frau gegenübergestellt, die augenscheinlich einen dauern-

den und in mancher Hinsicht methodischen Einfluß auf Goethes Willen und Geist ausgeübt hatte. Und welcher Art war dieser Einfluß? Zweifellos ein despotischer, und zumeist von ihm in Demut hingenommen. Es wollte scheinen, als wäre nie zuvor einer Sterblichen die Vergötterung eines Großen mit einer derartigen gläubigen Hingabe, mit solcher leidenschaftlichen, sich stets gleichbleibenden Unterwürfigkeit zuteil geworden.

Gleichwohl, seit den letzten Jahren des XVIII. Jahrhunderts und mehr noch seit seinem in ungestörter Ruhmesgröße erfolgten Tode, ward Goethe durch die Bewunderung Deutschlands, ja ganz Europas auf eine derartige Höhe gehoben, daß das Mißverhältnis zwischen dem geistigen Wert der Angebeteten und demjenigen des Anbeters direkt verletzend erschien. Instinktmäßig empfanden die begeistertsten Goetheverehrer wenig Neigung für diese so über alles verherrlichte Freundin, die durch ihre unbedeutende Laufbahn und das Dunkel, in das ihr Andenken versank, die Wahl des Halbgottes, dessen Göttin sie gewesen, so ungerechtfertigt erscheinen ließ. Der Engländer Lewes, der noch vor dreißig Jahren gelesenste Biograph des großen deutschen Dichters, war der erste, der mit der Herabsetzung Charlottens begann: er schildert sie als eine gewissenlose Kokette, die Goethe durch einen berechneten Widerstand gegen seine Liebe lange Zeit derart gemartert hätte, daß sein Genius zeitweilig die Fruchtbarkeit verlor. Adolf Stahr, Robert Keil und andere Goethekritiker von einigem Ruf, zeigten sich noch erbitterter und verdächtigten Charlottens Tugend im selben Maße wie ihren Charakter.

Im Gegensatz hierzu fand sie bald einen überzeugten Verteidiger in Heinrich Düntzer, diesem vielleicht fruchtbarsten Vielschreiber des XIX. Jahrhunderts, dessen Domäne Goethe war. Ihrer Ehrenrettung war sein 1874 erschienenes Buch: „Charlotte von Stein“ gewidmet, das er auf Grund ihres Briefwechsels mit ihrem jüngsten Sohne Fritz verfaßt hatte. Für das Studium dieser in Wahrheit ziemlich rätselhaften Persönlichkeit bleiben diese Blätter die ergiebigste Quelle, zu der auch wir wiederholt

unsere Zuflucht nehmen werden. Nach diesem ritterlichen Einschreiten wollte es scheinen, daß in bezug auf Charlotte allmählich eine Beruhigung zutage trat. Gewöhnlich wurde sie jetzt mit ruhigerem Blute beurteilt und gerechter und maßvoller als von ihren ersten Zensoren behandelt.

Vor einiger Zeit ist jedoch der Angriff auf Charlotte durch einen Gelehrten von begründetem Ruf, dem Berliner Professor Engel, erneuert worden und zwar ebenso leidenschaftlich wie einst. Vertraut mit den fremdländischen Literaturen, vor allem mit der französischen und englischen, hat sich dieser Schriftsteller in seiner jüngsten Goethebiographie[1]) von den an gewissen gar zu engen Gesichtspunkten haftenden Überlieferungen freigemacht, die noch gar zu oft in den Auslegungen der Goethekritiker eine führende Stellung behaupten. Professor Engel hängt an dem größten Dichter seines Vaterlandes mit ganzem Herzen, dennoch bedauert er es bitter, daß dieser Dichter nicht sein ganzes Leben hindurch der führende Held und die Größe der ersten romantischen Generation in Deutschland blieb, das vollkommenste Genie jener Zeit, die man in der deutschen Literaturgeschichte als die „Genieperiode" bezeichnet, der kühnste Angreifer der ästhetischen und moralischen Überlieferungen der „Sturm- und Drangzeit", mit einem Wort: der Mann vor Weimar. Eine derartige Geistesrichtung treibt den Berliner Professor notgedrungen zu einer Herabsetzung des Weimarer Einflusses und der Einwirkung Charlottens von Stein auf Goethes Leben; ebenso wie er späterhin Goethes berühmte italienische Reise beklagt, deren Ergebnis gewesen wäre, Herders ehemaligen Straßburger Schüler, den flüchtigen Rechtfertiger deutschgotischen Kunststils in mißliebigster Weise zu „entgermanisieren".

Im Gegensatz hierzu bringen gewisse, heute außerordentlich tätige moralische Tendenzen unserer Zeit Professor Engel zu dem Urteil, in Christiane Vulpius — jener kleinen Blumenarbei-

[1]) Goethe. Berlin 1910.

terin, die achtzehn Jahre hindurch des großen Mannes Liebste und Hausgenossin gewesen, bevor sie zu später Stunde, im Jahre 1806, von ihm geehelicht wurde — die auserwählte Gefährtin zu verherrlichen, vom Schicksal auserkoren, in Goethe den „Dichter“ zu retten, das, was in ihm noch zu retten möglich war nach seiner ministeriellen Tätigkeit in Weimar, nach dem Einfluß der Frau von Stein, der Reise über die Alpen und seinen ihn ausfüllenden Liebhabereien und Beschäftigungen naturgeschichtlicher Art, die ihm, wie bekannt, so viele wertvolle Stunden geraubt, die er vorteilhafter hätte verwenden können. Diese Auslegung, mit einer unfehlbaren Gelehrsamkeit, einem tatsächlichen Scharfsinn und einer hinreißenden, wirklich bemerkenswerten Beredsamkeit durchgeführt, ist zweifellos ein äußerst interessanter Versuch. Und ich lege Wert darauf, diesem allgemeingeschätzten Goethebiographen in diesem Sinne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, bevor ich den Kampf gegen seine Schlußfolgerungen fast auf allen Punkten aufnehme.

Daß Professor Engel überdies zu einem neuen Angriff auf Frau von Stein mit diesem Ungestüm ansetzte, und bis zu einem gewissen Grade mit diesem Erfolg, ist, meiner Ansicht nach, hauptsächlich ein Beweis dafür, daß die moralische Physiognomie der Baronin von ihren Geschichtschreibern noch nicht mit der genügenden Schärfe gezeichnet worden ist, um sie vor einer derartig mißlichen Lage zu schützen, und ihr Vorwürfe ersparen zu können, die in mehr als einer Hinsicht übertrieben sind.

Allerdings ist auch uns Franzosen jüngst unser Racine, dessen zärtliches Herz Sainte-Beuve besang, neuerdings unumwunden als ein „Tiger“ dargestellt worden. Während jedoch der Protest dagegen ein einstimmiger war, hat man Professor Engel mit vollem Recht für die Gesamtfassung seiner Goethebiographie mit Beifall überschüttet, ohne ihn, wie mir scheint, auch nur in diskretester Weise wegen des von Charlotte entworfenen fratzenhaften Bildes getadelt zu haben. Dennoch hat Frau von Stein einen neuen Freund in der Person Wilhelm Bodes, des allbekannten Goetheforschers gefunden, der ihr einen Band

widmete[1]), nachdem er zur Erläuterung ihrer Psychologie eine neue Quelle in ihrem Briefwechsel mit Knebel entdeckt hatte, der bekanntlich Goethes erster Freund in der Umgebung des Herzogs wurde[2]). — Diese verschiedenartigen Quellen, im Verein mit den jüngst erschienenen deutschen und französischen Veröffentlichungen über Goethes Leben werde ich benutzen, um nach bestem Können das anziehende Problem einer weiblichen Beeinflussung klarzulegen, die, ob nun zum Nachteil oder Vorteil, doch nach der allgemeinen Überzeugung eine entscheidende für den moralischen Werdegang des Patriarchen der romantischen Literatur in Europa war.

2. Ist Goethe als „Romantiker" zu werten?

Zu allererst muß ich die Bezeichnung rechtfertigen, die ich soeben Goethes Namen anheftete, indem ich für meine Definition des Romantismus auf jene Grundsätze zurückweise, die von mir zu Beginn dieses Werkes angeführt wurden. Der lebhaft betrauerte Kritiker und Schriftsteller Edouard Rod gab vor sechzehn Jahren in der „Revue des deux mondes" eine Studienfolge über Goethe heraus, die vom französischen Lesepublikum aufs höchste gewürdigt wurde. Obzwar über diesen gewaltigen Gegenstand seither mehr als eine Arbeit von hohem Wert in französischer Sprache erschienen ist, so hat doch keine die Studie des Waadtländer Schriftstellers in Vergessenheit bringen können, da sie in der Tat einige ausgezeichnete Kapitel enthält. Doch hat Rod in Goethes eigentlichster Wertherkrise — aus der bekanntlich der berühmte Roman hervorging — nur eine Art literarischer Fiktion sehen wollen, ein rein künstlerisches Verhalten, den Ausdruck von zum größten Teil erdichteten Empfindungen, einzig dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit des Publikums an ihren geschickten Simulanten zu fesseln. An

---

[1]) Charlotte von Stein. Berlin 1912.

[2]) In den „Stunden mit Goethe". Berlin, Mittler.

einer Stelle versteigt sich der Kritiker sogar zu der ausdrücklichen Behauptung — die uns wahrhaft verblüffen könnte — daß Goethe „seiner Natur nach der am wenigsten romantisch veranlagte Mensch“ gewesen sei. Der Romantismus, der für Geister wie Klopstock und Schiller eine bleibende Seelenverfassung war, hätte für ihren genialen Nebenbuhler nichts weiter als eine vorübergehende Krise bedeutet, hervorgerufen durch gewisse, recht gekünstelte Verhältnisse, eine Krise, der er „frühzeitig und für ewig“ entronnen sei. — Dieses in der Tat etwas zu voreilige und summarische Urteil bin ich gezwungen, fast in allen seinen Teilen in Zweifel zu ziehen und einer Widerlegung zu unterwerfen. Beachten wir zunächst, daß, um ein derartiges Urteil zu fällen, Rod sicherlich einen viel engeren Begriff vom Romantismus besitzen mußte, als ihn sich unsere heutige Zeit gebildet hat. Durch seine Nachsicht gegen die Romantiker, und seinen Tendenzen nach[1]) selbst durchaus Romantiker, glaubte der überzeugte Schöpfer der „Aloyse Valerien“ oder der „Schatten auf den Bergen“ keineswegs eine derartige Bezeichnung zu verdienen und fand für diese Geistesveranlagung eine von der unsrigen vollständig abweichende Erklärung. In seinen Augen umfaßt „Götz von Berlichingen“ — dieses pseudo-shakespearische Drama, welches zum literarischen Debut des großen deutschen Dichters wurde — ausschließlich Goethes ganze romantische Krise, den Werther erklärt er für eine sentimentale Krise, die der ersten nachfolgte und zu der eigentlichen romantischen Krise beinahe in Widerspruch stehe. Das hieße den Romantismus durch seine oberflächlichsten Bestandteile definieren wollen, durch Äußerlichkeiten wie Dekorationen von Burgen, eines Domes oder geheimer Gerichtshöfe. Nun aber waren für den romantischen Mystizismus, dieser echten Glaubensformel unserer Zeit, alle

[1]) Einer seiner aufrichtigsten Freunde ist so weit gegangen, ihn in folgender Weise zu definieren: „Ein Anarchist von einer köstlich konservativen Tendenz, ein Konservativer, der die Züge eines auserlesenen Anarchisten trägt.“

jene Äußerlichkeiten nichts mehr als eine Augenblicksmode, oder höchstens die Mode einer Saison. Die romantische Bewegung ist der Vorliebe für die Trachten des Mittelalters vorausgegangen; sie hat sie auch lange Zeit überdauert. Und ich glaube, daß heutzutage kein überlegener Geist sich weigern wird, im Werther nicht nur ein im höchsten Grade charakteristisches Denkmal, sondern zugleich auch eins der wirksamsten Gärungsstoffe des anbrechenden moralischen Romantismus zu erblicken; eine romantische Kundgebung, gleichstark, wenn nicht an Wirkung sogar diejenige der Héloise oder des Emil übertreffend — zum mindesten für einen Teil von Europa!

Darin ist mehr zu erblicken als ein Wortstreit, denn Rod faßt Goethe gleich zu Beginn seiner Laufbahn als „Olympier" auf, das heißt nach seiner Meinung als „Egoist", und er definiert die Goethesche Lebenskunst nicht anders als reinen Dilettantismus, als ein Unvermögen, die Leiden der Menschheit mitzuempfinden; eine Beurteilung, die in der französischen kritischen Literatur durchaus nicht vereinzelt dasteht. Manche ausgezeichnete Feder gab noch in jüngster Zeit ihr Urteil dahin ab, daß der große Deutsche in seinem Innern nie einen Kampf mit der romantischen Neurose, „dem Weltschmerz" zu bestehen gehabt hätte, da er von Geburt an und von Natur aus hervorragend und spezifisch gesund und gleichmäßig geartet war, eine Meinung, die für mich einen offenkundigen Widersinn enthält. Um beurteilen zu können, ob Goethe nicht im Gegenteil von Natur aus ein Romantiker war, das heißt, ob er nicht als ein Sklave der mächtigen Triebe seines Unterbewußtseins geboren wurde, als ein an Neurose Leidender, für Besserung und für Anpassung an das soziale Leben wie geschaffen — was er durch die Ergebnisse seines Daseins vollgültig bewiesen hat — um das alles abwägen und feststellen zu können, besitzen wir glücklicherweise den reichen Schatz seiner Werke, seiner Briefe und der vielfachen biographischen Urkunden, die die Goetheforschung im Laufe von hundert Jahren aufgehäuft hat.

Bleiben wir also zunächst bei der Frage jenes angeblich ihm

angeborenen Seelengleichgewichts stehen und stellen vor allem fest, wie der Mann beschaffen war, den das Geschick im Herbst des Jahres 1775 in die unmittelbare Nähe der Frau von Stein versetzte, um ihn wenige Tage danach dem Bann dieser Zauberin zu überliefern. Zugleich müssen wir, vorausgreifend, Bezeichnungen wie „Besänftigerin“ und die „Mildernde“ rechtfertigen, mit denen er meiner Meinung nach selbst am zutreffendsten den auf ihn ausgeübten Einfluß seiner Freundin gekennzeichnet und den fast unbekannt gebliebenen antiromantischen Einfluß dieser Frau auf seine strahlend geniale Persönlichkeit zusammengefaßt hat.

Von Auguste Comte weiß man zu berichten, daß er, frühzeitig vom Wahnsinn heimgesucht, in der Folge gelernt hatte, durch das Durchführen einer wunderbaren Hygiene diesem grausamen Eindringling den Eingang in sein Gehirn zu verwehren. Allen Abstand wahrend, und jedes Mißverstehen meiner Absichten ausschließend — da die oberste Pflicht des Gedankenforschers Ehrfurcht vor dem Genius heischt — würde ich über Goethe, der stets der Herrscher seines Willens blieb, nicht ungern ein ähnliches Urteil fällen. Und ich meine, daß er leichter als irgendein anderer den folgenden Aphorismus einer seiner Verehrerinnen, der George Sand, aus ihrem Roman „Valvedre“ unterschrieben hätte: „Der Kulturmensch ist ein Kranker von höchst zarter Art, der sein eigener Arzt sein muß, wenn er nicht wahnsinnig oder blöde werden will.“ Unablässig sein eigener Arzt sein — das ist meiner Meinung nach eine ausgezeichnete Auslegung der Goetheschen Lebenskunst, da Goethe in der Tat zu allen Perioden seines Lebens für sich selbst ein solcher Arzt war, bevor er es im Laufe des romantischen Jahrhunderts für so viele Gebildete wurde. Ich lasse nun eine kurze Übersicht über Goethes Vorfahren, sowie über die bekannten Kundgebungen seiner außerordentlichen Eindrucksfähigkeit folgen.

3. Die Vererbung bei Goethe.

So wenig es meine Absicht sein kann, mit den Merkmalen der Vererbung Mißbrauch treiben zu wollen — so wenig darf es heutzutage jemand wagen, bei einer Studie über die Psychologie des Genies, sie vollständig außer acht zu lassen! Forschen wir ihr daher in aller Kürze bei dem größten lyrischen Dichter Deutschlands nach. Diese Vererbung barg gewisse Gefahren in sich. Aber hat nicht ein jeder die seine zu befürchten? Mir ist diese Erbschaft oftmals derjenigen ziemlich gleichgeartet erschienen, die vierzig Jahre später zum Schicksal Arthur Schopenhauers wurde, der für einen kurzen Augenblick des Dichters Vertrauter und in einiger Hinsicht sein Jünger war. Hier wie dort läßt sich ein leicht anormaler Vater feststellen, ebenso eine kerngesunde Mutter, Umstände, die den Sohn retteten und die Tochter vernichteten, nach den so oft sich bestätigenden Gesetzen der unter den verschiedenen Geschlechtern sich am liebsten vollziehenden Ererbung.

Der geheimnisvolle Keim, dem Wolfgang Goethe entsproß, war im Ganzen sicherlich ein glücklicherer als derjenige, aus dem der Philosoph des Willens oder vielmehr des vergöttlichten Instinkts hervorging. Der Rat Johann Kaspar Goethe verdient in der Tat wieder zu Ehren gebracht zu werden, wie es durch Professor Engel in höchst geschickter Weise geschah. Er war ein Mann von hoher moralischer Willensstärke, der den Seinigen in mancher Hinsicht als Beispiel dienen konnte. Trotzdem konnte Doktor Möbius, ein Psychiater von Bedeutung, der bekanntlich die posthume medizinische Durchforschung der größten Männer zu seinem Spezialfach erhob, nicht umhin, Goethes Vater in Anbetracht von Absonderlichkeiten der mannigfaltigsten Art als einen rein pathologischen Typus zu bezeichnen. Und es herrscht auch über die mit den späteren Jahren tatsächlich erfolgte psychische und moralische Ähnlichkeit des großen Dichters mit dem Rat Goethe unter den Goetheforschern nur eine Stimme.

Zum Glück für Wolfgang erhielt sein Nervensystem von seiten seiner Mutter, der er in seinem Äußeren und im Charakter ähnlich war, eine fühlbare Verstärkung. Katharina Elisabeth Textor war in der Tat eine kerngesunde Natur und im höchsten Grade sympathisch. Dennoch heißt es ohne Zweifel etwas zu weit gehen, wenn man sie, wie es Engel tut, als Briefschreiberin der Marquise von Sevigné gleichstellt. Doch besitzen ihre Briefe Frische und Charakter: sie kennzeichnen eine Persönlichkeit von mittleren Geistesgaben, die jedoch durch ein vollkommenes Gleichgewicht noch bedeutend verstärkt werden.

Was Wolfgangs Schwester Cornelia anbelangt, die um ein Jahr jünger als er und mit diesem Ältesten die einzig Überlebende von den sechs Kindern aus Kaspar Goethes Ehe war, so war sie unschön, intelligent, eigenwillig und schwermütig veranlagt. Eckermann erfuhr aus dem Munde ihres eigenen Bruders, daß sie jedesmal an einem Gesichtsausschlage litt, wenn sie eine Festlichkeit oder einen Ball besuchen sollte. Ihr Leben war ein kurzes, ohne Unterlaß zerquält durch eine konstitutionelle Hypochondrie, „ein ununterbrochenes Martyrium", wie es Doktor Möbius bezeichnet.

4. Der erste Aufruhr des stürmenden Gefühlslebens.

Treten wir nun an Wolfgangs eigenes Temperament heran, so werden wir wahrnehmen, daß der Aufruhr des wesentlichen Empfindungslebens aller Wahrscheinlichkeit nach in ihm nicht ohne einige Verwirrung vor sich ging[1]). Gegen sein fünfzehntes Jahr zeigt er alsdann, infolge des nur teilweise aufgeklärten Abenteuers, das ihn in die unlauteren Umtriebe eines Kreises von jungen Frankfurter Burschen — dem Kreise um Gretchen — verwickelte, alle Symptome einer tatsächlichen Nervenerkrankung:

---

[1]) Wenigstens nach der Beurteilung gewisser charakteristischer und zweifellos autobiographischer Abschnitte aus Wilhelm Meisters Wanderjahren (Buch II, Kap. IX), die an eine berühmte Szene aus der Lelia der Georg Sand erinnern.

in seiner Verzweiflung wälzt er sich am Boden seines Zimmers, und des Nachts wird er von krampfhaftem Schluchzen erschüttert, das bis zu Beklemmungsanfällen ansteigt. Er leidet sogar an einem Verfolgungswahn, der bei den Opfern des Deliriums als eine gewohnheitsgemäße Erscheinung auftritt, an der Empfindung, auf der Straße die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, ihre tadelnden Blicke zu fesseln, von ihnen beobachtet, belauert, verspottet und verachtet zu werden. Jean Jacques durchlebt einige Jahre später, zur Zeit seiner wunderbaren pathologischen Dialoge, dieselben Zustände in den öffentlichen Anlagen von Paris. Wolfgang gesundet nunmehr durch ein Mittel, das mehr als einmal Rousseaus aufgeregtem Nervensystem Heilung brachte, durch die Stille der herrlichen Wälder, die um seine Vaterstadt sich erstrecken, sowie durch gewisse naturanbetende Ergüsse, die an diejenigen des „Einsamen Wanderers“ gemahnen, durch die heilwirkende Gewißheit einer Gemeinschaft und eines Bündnisses mit dem höchsten Wesen, von dem er, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, seitdem nie mehr bis zu einem ähnlichen Grade den Beistand empfunden hätte. Gewisse Kapitel seines Werther verdanken ihren Eindruck auf die Empfindsamkeit seiner Zeitgenossen der Erinnerung an diesen Abschnitt seines Lebens. Fügen wir hinzu, daß er in dem ersten uns erhalten gebliebenen Briefe, der seiner Feder entfloß und der dieser schmerzlichen Krise nur um weniges vorausging, sich selbst einem Chamäleon in bezug auf den Wankelmut seiner Seelenstimmungen vergleicht. (Brief an Ludwig Isenburg von Buri.)

Als junger Leipziger Student lernt Goethe dann an der Seite der liebenswerten Katharina Schönkopf Erregungen kennen, die denjenigen verwandt sind, die sein Frankfurter Abenteuer kennzeichneten, Erregungen, deren unmittelbarer und ausdrucksvoller Widerhall in diesem Falle leicht zu verfolgen ist, da die aus jener Zeit stammenden Briefe an seinen Freund Behrisch wahrlich übermäßige Gefühlsschauer verraten und von „Höllennächten“ zu erzählen wissen, während welcher er so weit

kommt, seine Schnupftücher zu verzehren, die von seinen Tränen getränkt sind. Man müßte eigentlich unverkürzt jenen während dieser fieberhaften, schlaflosen Nacht vom 10. zum 11. November 1767 an den Freund gerichteten Brief wiedergeben; (er zählte zu dieser Zeit achtzehn Jahre). Er gemahnt durch die unbedingte Aufrichtigkeit der Selbstbeobachtung unter den aufpeitschenden Streichen des Nervenreizes an ähnliche Geständnisse Stendhals. Zitieren wir wenigstens einige Fragmente daraus: „O, sähest du mich, sähest du den Elenden wie er rast, der nicht weiß gegen wen er rasen soll!... Gott, Gott, warum muß ich so lieben... Ketten an diese Haende, da wueßte ich doch, worein ich beißen sollte... Meine Magd kommt und bringt mir die Nachricht, daß Kätchen mit ihrer Mutter in der Komoedie sei. Eben hatte das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt und bei dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer... Ha, in der Komoedie! zu der Zeit da sie weiß, daß ihr Geliebter krank ist... Wie, sollte sie mit denen in der Komoedie sein.“ Es handelt sich um junge Nebenbuhler, er befürchtet die Mitbewerbung. „Mit denen!“ fährt er fort. „Das schüttelt mich. Ich muß es wissen. — Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komoedie. Ich nehme ein Billet auf der Galerie. Ich bin oben. Ha! ein neuer Streich! Meine Augen sind schwach und reichen nicht bis in die Logen. Ich dachte rasend zu werden, wollte nach Hause laufen, mein Glas zu holen. Ein schlechter Kerl, der neben mir saß, riß mich aus der Verwirrung... (indem er ihm seines lieh). Ich sah hinunter und fand ihre Loge — O Behrisch — Ich fand ihre Loge. Sie saß an der Ecke, neben ihr ein kleines Mädchen, Gott weiß wer, dann Peter, dann die Mutter. Nun aber! hinter ihrem Stuhl Herr Ryden, in einer sehr zaertlichen Stellung. Ha, denke dich, denke dich! — Auf der Galerie, mit einem Fernglaß — das sehend! verflucht. O Behrisch, ich dachte mein Kopf spraenge mir fuer Wut... Bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was, ich knirschte die Zaehne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen,

ich habe dieſen ganzen Abend noch nicht weinen koennen... Ich habe den ganzen Abend vergebens zu weinen geſucht, meine Zaehne ſchlagen aneinander, wenn man knirſcht, kann man nicht weinen. Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruhe. O mein Freund, ſchon das dritte Blatt. Ich koente dich tauſend ſchreiben ohne muede zu werden... Ich habe eine Viertelſtunde auf meinem Stuhl geſchlafen, ich bin wirklich ſehr matt... Wie werde ich dieſe Nacht zubringen? Dafuer graut's mir... Morgen will ich ausgehen und ſie ſehen. Vielleicht hat ihre ungerechte Kaelte gegen mich nachgelaſſen. Hat ſie's nicht, ſo bin ich gewiß, einen doppelten Anfall von Fieber morgen Abend zu kriegen. Es ſei! Ich bin nicht mehr Herr über mich... Gute Nacht. Mein Gehirn iſt in Unordnung. O wäre die Sonne wieder da."

Iſt das etwa die Sprache eines Egoiſten, eines Simulanten der Empfindſamkeit, wie uns Edouard Rod glauben machen will, oder gar die Sprache eines von Natur und Geburt gleichmäßigen Temperaments, wie es von Schriftſtellern gefeiert wird, die nur zu einer ungenügenden Einſicht in dasſelbe gelangten?!

Dieſer Nacht der Qualen folgte ein raſcher Vergleich; nachdem jedoch der Liebeshandel, der dieſe Nacht herbeigeführt hatte, — ein Liebeshandel ohne mögliche Zukunft mit der ehrſamen Tochter eines beſcheidenen Gaſtwirtes, die der Student weder verführen noch ehelichen konnte — in einem freundſchaftlichen Auseinandergehen ſeine Auflöſung findet, macht der Jüngling eine noch ernſtere pſychiſche Kriſe als die vorherigen durch. Er ſelbſt ſchreibt ſpäter in ſeiner Lebensbiographie: „Die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mich ſelbſt raechte, indem ich auf mancherlei unſinnige Weiſe in meine phyſiſche Natur ſtuermte, um der ſittlichen etwas zu leide zu tun, hat ſehr viel zu den koerperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der beßten Jahre meines Lebens verlor." (Aus meinem Leben. I. V.)

In der Tat offenbart ſich gegen Ende ſeines Leipziger Aufenthaltes eine neue Kriſe, die er ſelbſt als hypochondriſch bezeichnet. Zu jener Zeit ſieht er ſich gezwungen, nach Frank-

furt zurückzukehren, mutlos, ohne die akademischen Würden erworben zu haben, an schmerzhaften Geschwüren und Verdauungsstörungen leidend, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf nervöse Ursachen zurückzuführen sind. Das ist der Zeitpunkt, in dem er eine mystische Periode mit ziemlich deutlich erkennbarer christlicher Färbung, unter dem Einfluß einer Freundin seiner Mutter, dem Fräulein von Klettenberg durchmacht, die später die „schöne Seele“ im ersten Teil des „Wilhelm Meister“ wird. Am 7. Dezember 1768 scheint es mit seiner Gesundheit so schlecht bestellt zu sein, daß seine Mutter, einem Brauch ihrer Zeit folgend, in ihrer Verzweiflung ihre Zuflucht zur heiligen Schrift nimmt, um einer zufällig aufgeschlagenen Antwort eine Vorbedeutung für seine Zukunft zu entnehmen. Glücklicherweise findet sie einen Wink des Schicksals, der ihr einigen Trost gewährt. Wenn Wolfgangs Freunde in Frankfurt von nun an einzusehen beginnen, daß er Großes für die Zukunft verspricht, so fügen sie doch in der Regel hinzu, daß er leider von einigen Absonderlichkeiten nicht freizusprechen sei. In Straßburg geht einer seiner vertrautesten Gefährten später noch weiter und fällt das Urteil, daß er ganz augenscheinlich dazu vorbestimmt sei, eines Tages überzuschnappen. Während seines Straßburger Aufenthaltes macht er auch den Versuch einer erstmaligen, methodisch durchgeführten Erziehung seiner widerspenstigen Nerven, der nach seinem Dafürhalten nicht ohne Erfolg war. Er stählt sie gegen Lärm, indem er der militärischen Ronde durch die Stadt zum Zapfenstreich folgt, gegen Schwindel durch das Verweilen auf dem Dach des Domes, gegen grundlose Furcht durch nächtliche Besuche der Kirchhöfe, gegen Abscheu ohne schwerwiegende Veranlassung durch die Beobachtung des Sezierens in den anatomischen Sälen der medizinischen Fakultät. In diese Zeit fällt seine Verehrung für Friderike Brion, die er bald wieder verläßt, um danach eine neue Periode von Seelenqualen durchzumachen, deren Widerhall zur tragischen Episode des Gretchen im Faust führt. Als Kestner, der Verlobte von Charlotte Buff, in Wetzlar das Bild seines jungen Nebenbuhlers

zeichnet, sagt er von ihm: „Er ist bizarr. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch viel Gewalt über sich.“

Nun wickelt sich Goethes eigentliche Wertherperiode, jene des Weltschmerzes ab, die bis zum Paroxysmus ansteigt bei diesem jungen Menschen, dessen berechtigter Ehrgeiz keine Befriedigung findet. Es ist das Taedium vitae, jener grundlose Mißmut, dessen physiologische oder psychologische Ursachen dem Patienten verborgen bleiben. Er denkt an Selbstmord, macht den Verfolgungswahn dieses Verlangens durch und gibt ihm beinahe nach, indem er allerdings nur belanglose Versuche anstellt. In solchen Augenblicken glaubt er seine Freunde anflehen zu müssen, ihm ihr Wohlgefallen zu erhalten, in dem er seinen einzigen Rettungsanker erblickt. Er nennt sich zu nichts nutz, bildet sich ein, allen zur Last zu sein, sieht im voraus, daß es schlecht mit ihm ausgehen müsse, und es geschieht nur selten, daß „die konvulsiven Spannungen seiner kleinen närrischen Komposition“ nachlassen. Dieser Ausspruch stammt von ihm selbst und ist in einem Briefe an Auguste von Stolberg vom 9. September 1775 enthalten.

5. Kampfbereit bis zum letzten Augenblick.

Wir werden bald berichten können, daß die ersten Jahre seines Weimarer Aufenthalts und hauptsächlich der beruhigende Einfluß der Frau von Stein eine Ruhefrist in die soeben gezeichneten, qualvollen Erregungen bringen, Erregungen, die der Tribut des Genies an das Schicksal sind. Einige Widerwärtigkeiten kommen ihm wohl noch nahe und stellen sein schwer errungenes und Tag für Tag mühsam verteidigtes Gleichgewicht auf eine harte Probe. So z. B. jene, die ihm durch den Aufenthalt seines Straßburger Kameraden, des Dichters Lenz, eines Menschen von krankhaft ungleichem Wesen, entsteht, der der vorausgegangenen Empfehlung Goethes an den Weimarer Hof wenig Ehre machte und ihm folgende, an Charlotte von Stein gerichtete, charakteristische Bemerkung abnötigte: „Die ganze

Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst daran wieder spüre, wie tüchtig es ist und was es aushalten könne."

Von 1784 an erwacht dann die ihm angeborene Unruhe von neuem, angefacht durch vielfache Ursachen, von denen wir einige einer Prüfung unterziehen werden. Die Halsbandangelegenheit der Königin Marie Antoinette entschleiert ihm wie in einer Vision die drohende Katastrophe der französischen Monarchie und bringt ihn nach dem Urteil seiner weniger hellsehenden Freunde für einige Wochen dem Wahnsinn nahe. Darauf folgt seine beschleunigte Flucht nach Italien, verbunden mit der Lösung eines Verhältnisses, das er selbst längst als unhaltbar, ja sogar als tödlich empfindet, ohne daß seiner Umgebung die Höhen seiner Qualen bewußt werden. — Neue Verzweiflung, als es sich 1788 um die Trennung von Rom handelt, Tränen, Aufruhr, Sturm: er schreibt: „In jeder Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn. Man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubreiten und zu pflegen." — Das ist aber gerade der Grundgedanke jenes Olympiertums, der zur Hygiene seines Alters werden und seine früheren Freunde so schwer verletzen sollte.

Nach Weimar zurückgekehrt, lernt er bald neue Leiden kennen, die ihm die Kälte seiner einstigen Freunde oder der Bruch mit ihnen verursachen, da sie sein Olympiertum durchaus nicht einstimmig anzuerkennen bereit sind: dazu kommt die aufpeitschende Unruhe angesichts der Revolutionsereignisse und ihres Rückschlags auf die öffentliche Meinung in Deutschland. Endlich ferner die Bitterkeit, für eine Zeitlang Schriftsteller sich vorgezogen zu sehen, die er mit Recht des Erfolges für weniger wert hält. Dennoch wird, von 1795 an, dank dem Schutz- und Trutzbündnisse mit Schiller, dem sich dann bald die deutsche romantische Bewegung in ihren einflußreichsten Elementen anschließt, auch diese schwere Krise überwunden. Das neue Jahrhundert schenkt ihm die Apotheose, einen Glanz des Ruhmes, dem er sich behaglich überläßt. Aber unverzüglich wird er wieder aus seiner Ruhe sowohl in physischer wie moralischer Hinsicht durch eine hartnäckige und äußerst qualvolle Krankheit auf-

geschreckt, die hauptsächlich ein Nierenleiden gewesen zu sein scheint. Auch Frau von Staël fand zur Zeit ihres ersten Weimarer Besuches gegen Ende des Jahres 1803 den großen Mann in eine richtige „Wertherstimmung“ versenkt, und wir kennen bereits ihre Bedeutung für ihn. — Seine Gesundheit kehrt indessen zurück, doch um 1813 wirkt die patriotische Erhebung in Deutschland und zweifellos zugleich die Sorge um seine bis tief in den entscheidenden Kampf vorherrschende Parteinahme für den Welteroberer auf seinen Seelenzustand ein. Er wird so düster, daß Charlotte von Stein ihn von der Hypochondrie des Greisenalters befallen glaubt. („Tiefsinnig geworden“, schreibt sie von ihm.) Die öffentliche Meinung in Deutschland trägt ihm jedoch nichts nach, und das Gewitter, vor dem ihm bangte, verfliegt wieder. Im Jahre 1818 bringt ihm die Ermordung Kotzebues wieder recht qualvolle Stunden: er geht so weit, seinen Freund, den Minister von Voigt, um seinen Tod zu beneiden, der ihn rechtzeitig dem Anblick dieser neuen politischen und sozialen Krise enthoben habe.

Im Jahre 1823 stellt das Mißlingen der geplanten späten Ehe mit der jungen Ulrike von Levetzow und hauptsächlich die hierbei beobachtete egoistische Haltung seiner nächsten Umgebung nochmals ernstlich sein moralisches Gleichgewicht in Frage. Seinem Freunde Zelter gelingt es jedoch, ihn wiederherzustellen. Dann muß er die ganze Reihe der Trauerfälle durchleben, die in sein Greisenalter fallen: den Tod des Herzogs und der Herzogin von Weimar und vor allem denjenigen seines einzigen Sohnes August, der ihm, der Hygiene des Olympiers zum Trotz, als Vorbedeutung seines nahen Endes eine Art Schlagfluß zuzieht. Ist so tatsächlich das Leben eines Mannes beschaffen, der, wie uns Edouard Rod glauben machen will, frühzeitig durch Egoismus zur Unempfindlichkeit gelangte?

6. Fortdauernde Gefahr und siegreicher Widerstand.

Nach dieser gedrängten Übersicht der psychologischen Ereignisse seines langen Lebens wollen wir uns jetzt noch einer Prüfung jener angeborenen Veranlagungen zuwenden, die als Quelle dieser Ereignisse gelten müssen, da sie zu jeder Zeit die Empfänglichkeit seines Temperaments bezeichneten. Zu allererst werden wir uns auf das Urteil von Fritz Jacobi über den etwa Fünfundzwanzigjährigen berufen, ein Urteil, das zudem ein Recht hat, auf sein ganzes Leben ausgedehnt zu werden, falls man seinem in Deutschland viel gewürdigten Biographen, dem im höchsten Maße gerechten Bielschowsky Glauben schenken will. „Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im hoechsten Grade lächerlich zu finden von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veraenderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.“ Meiner Meinung nach ist das eine allzu fatalistische, allzu mystische, oder um sie mit dem rechten Namen zu bezeichnen, allzu romantische Auslegung von Goethes Schicksal; denn Kestner hat ein Jahr vor Jacobi ungefähr das Gegenteil ausgesprochen, und in Wahrheit war das Leben des Dichters nicht viel anders als ein langes, zwar oft von nur schwankendem Erfolge gekröntes Ringen nach möglichster Verschmelzung seines bürgerlichen Menschen mit seiner angeborenen Neuropathie. Charakteristisch muß man diese Auslegung seiner Tendenzen dennoch nennen, da er selbst ein halbes Jahrhundert später sich in bezug auf die italienische Reise seines Sohnes und Eckermanns, letzterem gegenüber in einem ähnlichen Sinne ausspricht: Goethe mahnt ihn, sich über den Erfolg keine zu große Illusion zu machen: „Man kommt gewöhnlich zurück, wie man gegangen

ist... Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten.“ Gedenken wir noch flüchtig seiner außerordentlichen Empfänglichkeit für meteorologische Einflüsse. Karl August wußte von ihm zu erzählen, daß jede atmosphärische Schwankung eine Einwirkung auf ihn wie auf eine exotische Pflanze ausübte, und daß er sehr lange Zeit danach brauchte, um sein gestörtes Gleichgewicht wiederzugewinnen. Eines Tages schreibt er an Frau von Stein, er sei „der dezidierteste Barometer der existiert.“ Um die Möglichkeit einer psychischen Ansteckung besorgt, empfindet er Abscheu vor schwermütigen Veranlagungen, vor Hellsehern oder angeblich Erleuchteten, insbesondere jedoch vor Geisteskranken. Gewissen Tieren gegenüber bezeigt er sogar einen unerklärlichen Ekel. Hunde, diese demütigsten Freunde des Menschen, sind ihm verhaßt. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt dem ein traumhaftes, auf Vererbung zurückzuführendes Rückerinnern von totemischem oder dem uns näherliegenden lycanthropischen Aberglauben zugrunde. Als er eines Tages in Eckermanns Gegenwart einige Radierungen des Tiermalers Roos betrachtet, auf denen Schafe in höchster Vollendung wiedergegeben sind, empfindet er eine besondere Verwirrung. „Mir wird immer bange,“ sagt er, „wenn ich diese Tiere ansehe. Das Beschränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zustandes zieht mich in das Mitgefühl desselben hinein; man fürchtet zum Tier zu werden, und möchte fast glauben, der Künstler sei selber eins gewesen.“ In einem berühmten Gespräch, das er am Tage der Beisetzung seines alten Freundes Wieland im Januar 1813 mit dem Diplomaten Falk führt, spricht er diese rätselhaften Worte aus: „Alle Monaden aber sind von Natur unverwüstlich, an eine Vernichtung ist gar nicht zu denken...“ Daß in der Leibnizschen Philosophie die Monade mit der Seele des Menschen fast gleichbedeutend ist, dürfte bekannt sein, somit wäre das eine Kundgebung für die Unsterblichkeit der Seele. Eine ebensolche in bezug auf eine Wiederkehr durch Seelenwanderung findet sich in folgendem:

„Aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, die Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinesteils nicht ganz zu beseitigen.“ — „Indem“, so erzählt der Besucher des Dichters, „ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besaß, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: „Stelle dich wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen!“

Wenn wir alles Vorhergesagte sorgfältig in Erwägung ziehen, müssen wir Münter, einem seiner scharfblickendsten Besucher, zustimmen, daß er sehr oft im Laufe seines Lebens ebenso unglücklich war, wie er es im Jahre 1791 gewesen zu sein schien. „Er ist ein sehr unglücklicher Mensch. Muß beständig mit sich selbst in Unfrieden leben.“ Und sollte sein in so hohem Maße charakteristisches Geständnis an Jacobi für uns nicht ausschlaggebend sein: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksal getreu und leide wo andere genießen, genieße wo andere leiden“? Endlich ist auch seine Versicherung gegenüber Eckermann und Zelter vom 28. August 1830 nicht außer acht zu lassen: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich, in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt!“ Daß dieser Ausspruch mehr als die Grille einer mißmutigen Stunde bedeutet, wird man mir zugeben!

Goethes „Olympiertum“ nach seinem vierzigsten Jahr, sein scheinbar so kurzer Kummer bei Veranlassung von Todesfällen der schmerzlichsten Art, wie der Verlust seiner Mutter, seiner Frau, seiner Freunde und seines Sohnes, war meiner Meinung nach einer notwendig gewordenen Hygiene zuzuschreiben, deren

sein so unglaublich leicht verwundbares Nervensystem dringend bedurfte. Ich habe diese Ansicht bereits vor einigen Jahren in meiner Studie über Friderike Brion (Revue des deux mondes 1911) ausgesprochen, wo ich auch jenen höchst charakteristischen Brief wiedergab, den Karl von Steins Gattin ihrem Schwager Fritz am 10. August 1826 schrieb. (Rohmann, Briefe an Fritz von Stein. Leipzig 1907, Seite 251.) Darin heißt es: „Auf der Brücke fuhren wir an einem gelben Wagen vorbei, in welchem der Lama von Weimar behaglich neben seiner Schwiegertochter saß, welche, wie du wissen wirst, ein entsetzliches Unglück zu Pferde oder vielmehr vom Pferde herunter erlitten hatte. Sie war so zerstoßen und entstellt, daß allein ihr Mund mehrere Male genäht werden mußte... die Bekannten und Freunde wachten an ihrem Bett, der Lama aber, um sich keinen unangenehmen Eindruck zu machen, ließ ihr sagen, daß er sie erst sehen wollte, wenn sie hergestellt sein würde, und dann sollte sie das Kleid anlegen, was sie zuletzt, als sie bei ihm war, trug."

Leon Daudet, der zu Zeiten so überaus scharfsinnige literarische Kritiker, scheint in diesem Punkte Rod an Scharfsinnigkeit übertroffen zu haben; denn in seinem Roman „L'Astre noir", der den Weimarer Hof heraufbeschwört, spricht sich die Ahnung dieser Wahrheit aus. „Vielleicht," so schreibt er in bezug auf Goethes Olympiertum, das Rod auf Egoismus und einen angeborenen Gefühlsmangel zurückführt, „vielleicht ist darin eine Entschuldigung zu finden, daß er ohne diesen absoluten Egoismus und ohne dieses außergewöhnliche Losgelöstsein sein Lebenswerk, auf so gerader Bahn vorwärtsstürmend, nicht hätte durchführen können. Von allen Seiten entsendet das Leben seine glühenden Pfeile auf den Denker. Begegnen seine Streiche einer empfindlichen Oberfläche, so steht das ganze Wesen alsobald in Flammen und der Geist wird ausschließlich seiner Wunden sich bewußt Ein unfehlbarer Harnisch jedoch beschützt die Geistesarbeit."

Voraussichtlich wird nach dieser kurzen Einsicht in jene Urkun-

den, die ich zur Bequemlichkeit des Lesers hier als ein Ganzes zusammenfaßte, niemand mehr die Neigung verspüren, Goethe als einen gewöhnlichen „Egoisten“ zu werten. Im Gegenteil, man wird ihm weder Mitgefühl noch Bewunderung beim Anblick eines so andauernden, mit eisernem Willen durchgeführten Ringens seines gesunden Menschenverstandes mit einem sich stets aufbäumenden genialen Unterbewußtsein versagen können.

Zum Schluß mag hier jener Goethebiograph das Wort ergreifen, von dem ich bereits sagte, daß er zu den gelesensten und geschätztesten jenseits des Rheins gehört. In seiner Einleitung spricht sich Albert Bielschowsky in folgender Weise aus: „Die ungeheuer feine Empfindung, verbunden mit seinem Gradsinn, seiner Herzensgüte und Herzensreinheit ließ ihn alles Verkehrte, Unreine und alles Elend in der Welt mit erschütternder Heftigkeit fühlen, und wiederum ließ seine glühende Phantasie ihn Feindliches und Finsteres sehen, wo es gar nicht existierte, und vergrößerte ihm in Verbindung mit seiner leidenschaftlichen Energie jeden unangenehmen Zustand bis ins Unerträgliche. Er wütet dann gegen sich selbst und andere, um in dem Augenblick, wo er sich seines Irrtums bewußt wird, wieder die brennendsten Schmerzen über sein begangenes Unrecht zu erdulden... So war es auch eine nicht geringe Qual für ihn, dieses Pandämonium von unsichtbaren Geistern in seinem Kopfe zu beherbergen, ohne jedem einzelnen die gebührende Pflege zuwenden zu können. Selbst die stille, reine Freude erschütterte dieses sensible Gemüt aufs äußerste... eine naturwissenschaftliche Entdeckung „bewegt ihm alle Eingeweide“. Die Schönheit einer Szene in Calderons standhaften Prinzen erregt ihn derartig, daß er sich im Vorlesen unterbricht und das Buch mit der größten Heftigkeit auf den Tisch wirft... Er büßte jeden Fehler hart, härter als die große Menge, ja viele seiner verständnisvollsten Freunde glaubten und glauben. Man hat zu leicht neben der Fülle von Sonne, die über die Höhen seines Lebens ausgebreitet ist, die düsteren Schatten übersehen, die dann und wann, fast erschreckend und für den ober-

flächlichen Beobachter kaum erklärlich aus den Tiefen aufsteigen."

Das ist der Eindruck eines Mannes, der lange Zeit hindurch in Geistesgemeinschaft mit seinem Helden verbrachte, und seine Beurteilung liefert den Beweis, daß ich in der Wertung der Goetheschen Lebenskunst, des Olympiertums und der vorgefaßten Meinung über die angeblich festbegründete Gesundheit seiner intellektuellen Kraft durchaus nicht vereinzelt dastehe.

7. Über die romantische Färbung des „Werther".

Ich werde nunmehr, entgegen der Ansicht Rods, feststellen, daß es der „Werther" und nicht der „Götz" ist, der den Mittelpunkt der typisch-romantischen Krise in Goethes Leben bildet, einer Krise, die allen Behauptungen des Genfer Kritikers zum Trotz, durchaus nicht oberflächlicher, zum Teil fingierter und schnell zu beseitigender Natur ist, sondern eine Krise, die, wie ich soeben gezeigt habe, mehr als einmal im Laufe seines Lebens wiederkehrt, und die er selbst sehr gut zu erkennen wußte, indem er sie dann charakteristisch genug als Wertherkrise bezeichnete.

In der Tat entwickelt sich für ihn nach seiner Rückkehr von Leipzig nach Frankfurt, nach seinem Straßburger Aufenthalt und dem bekannten Wetzlarer Liebeshandel mit Charlotte Buff, während einiger Monate des fieberhaften und wunderbar begeisterten Schaffens, die im eigentlichsten Sinne als „genial" zu bezeichnende Periode seines Lebens, jene Periode, die in der deutschen Literaturgeschichte den Namen der Sturm- und Drangperiode trägt und als diejenige anzusehen ist, die unsere französische, um ein halbes Jahrhundert später einsetzende, ihr verwandte Bewegung von 1830 voraussagt und indirekt vorbereitet. Es ist dies ein gewaltsames Besitzergreifen der Höhen der nationalen Literatur durch eine neue, glänzend begabte literarische Generation. In Deutschland ist es das Besitzergreifen der Macht von seiten jener Generation, die ich bereits an anderer Stelle die

erste romantische Generation zu nennen vorschlug, der der englische Roman, Klopstock, der Pseudo-Ossian und endlich besonders Jean Jacques Rousseau mehr als alle anderen zum Vorbild dienen. Hamann und Herder werden jenseits des Rheins die Pioniere ihrer Vorhut auf theoretischem Gebiet.

Ihre Auswüchse verspottet Goethe viel später in Dichtung und Wahrheit in geistreicher Weise: „Wenn einer zu Fuße," so läßt er sich hören, „ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes, ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Genieſtreich." Sogar die Sprachweise dieser jungen Leute trug den Stempel ihrer exaltierten Erregbarkeit, die nur in dem Falle als berechtigt gelten konnte, wo sie zu schöpferischer Wirklichkeit wurde. Goethes Briefwechsel aus jener Zeit, hauptsächlich derjenige mit dem Ehepaar Kestner und mit der liebenswürdigen Auguste von Stolberg bringt auf den Leser einen ganz eigenartigen Eindruck hervor: da gibt es kaum etwas anderes als wiederholte Ausrufe und die gewagtesten Auslassungen, bei einer Satzbildung von übertriebener Vereinfachung (zum Beispiel das Weglassen der Fürwörter). Mit einem Worte möchte ich diese Richtung als eine Art von Überstil bezeichnen, — um im Sinne der heutigen Nietzschejünger zu sprechen, diesen späteren und kühneren Erben jener Stürmer gegen jede Überlieferung auf sozialem und zugleich ästhetischem Gebiet.

Die Blüte der eigentlichen „Genieperiode" in Goethes Leben wurde sein wenig umfangreicher Roman „Werther", dessen durchschlagender, in ganz Europa widerhallender Erfolg ohne Zweifel der aufrichtigste und einstimmigste war, der ihm im Laufe seines langen Lebens zuteil wurde. Besser als einstmals unterscheidet heute die Kritik neben der Tendenz der Leidenschaft, die politische und soziale Tendenz, die sich in dieser Erzählung ausspricht. In Wahrheit besaß bereits Götz von Berlichingen bis zu einem gewissen Grade in versteckter Form den Charakter einer sozialen Auflehnung. Der Ritter mit der eisernen Hand, der treue Untertan eines fernweilenden

und wenig unbequemen Kaisers läßt sich in der Tat in folgender Weise vernehmen: „weil wir fest entschlossen sind, zu sterben eh, als Jemandem die Luft verdanken außer Gott ...“ und hält somit das Banner der individualistischen Erhebung hoch gegen die weltlichen und geistlichen Fürsten seiner Zeit. — Nun aber stellt der junge Bürgerssohn Goethe-Werther gleichlautende Voraussetzungen in seinem Kreise auf. Des Wertes seiner frühreifen Talente bewußt, stößt er überall an die Schranken einer Kaste an, die trotz eines allmählichen Nachgebens gegen den Druck der konkurrierenden Kräfte deshalb nicht weniger dicht auf allen Seiten den feudalen Boden des heiligen deutschen Reichs bedeckten. Man hat die Behauptung aufgestellt, daß Werther viel weniger an seinem Liebesgram zugrunde ging als infolge der gesellschaftlichen Hemmnisse seiner Zeit, die jenem maßlosen Ehrgeiz entgegen waren, den er sich selbst nicht eingestehen durfte.

Und genau in gleicher Weise lautet die Kritik von seiten Napoleons dem Autor gegenüber zur Zeit ihrer berühmten Erfurter Zusammenkunft im Jahre 1808. Aus der Unterredung, die zwischen ihnen stattfand, trug der Dichter den Eindruck davon, daß der Herrscher seinen Jugendroman „studiert hätte, wie ein Criminalrichter seine Akten“. Hatte doch der Oberstkommandierende der ägyptischen Armee den Werther in den Orient mitgenommen und dort den kleinen Band nach seinem eigenen Geständnis siebenmal durchgelesen. Goethe hat sich über diese denkwürdige Unterredung nie ganz offen ausgesprochen. Dennoch weiß man, daß der Kaiser seinem Bedauern darüber Worte verlieh, daß sich Werther wohl eher infolge seines verletzten und enttäuschten Ehrgeizes als infolge seiner unbefriedigten Leidenschaft zum Selbstmord hinreißen ließ. Hatte doch der Korse durch sein eigenes Beispiel den Beweis erbracht, daß gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts nichts imstande war, einen gebieterischen Willen in seinem Laufe aufzuhalten, selbst wenn derselbe nicht durch eine bevorzugte soziale Stellung der Familie gestützt ward.

Außerdem hat Goethe selbst — was Napoleon nicht wissen

konnte, da er den Werther in der französischen Übersetzung der ersten Ausgabe kennen lernte — in der Ausgabe von 1787 die soziale Färbung der Erzählung in der Schilderung jener Szene in einem aristokratischen Salon gemildert, in der Werther eine Kränkung zu erdulden hatte, die er als eine nicht wieder zu sühnende Verletzung seiner Ehre empfand. Der allgewaltige Minister des Herzogs von Weimar und der Schüler Frau von Steins in der Psychologie besaß nunmehr einen richtigeren Maßstab für den tatsächlich schwachen Widerstand der Kasten gegenüber einem in der Lebenskunst gestählten Charakter, seitdem er selbst ihr Sieger geblieben war. Aber im Jahre 1774 dachte er noch nicht so wie im Jahre 1786, und so enthält denn auch „Dichtung und Wahrheit" noch eine genaue Erklärung seiner Wertherstimmung, die der düsteren Aussicht auf ein schales und in Langeweile dahinfließendes, spießbürgerliches Leben in seiner enggeistigen Vaterstadt Frankfurt entspringt, sowie einem Ekel vor dem Dasein, das jene „übertriebenen Forderungen", die er „an sich selbst stellte, nicht befriedigen konnte.

8. Naturalistischer, sozialer und leidenschaftlicher Mystizismus im „Werther".

Meiner Meinung nach hat der Roman seinen sieghaften Erfolg der Begünstigung zu verdanken, die er den drei Hauptformen des romantischen Mystizismus, der wahren Religion unserer Zeit, angedeihen läßt: vor allem dem ästhetischen Mystizismus in seiner Rousseauistischen Form, die jenes Bündnis verkündet zwischen dem geborenen Künstler und dem Gott Natur, diesem Gott, der nur dem Künstler allein sich offenbart und nur von diesem so verstanden wird, wie er verstanden sein will: Ferner dem sozialen und demokratischen Mystizismus durch einen Protest von glänzender Beredsamkeit gegen die überlieferte Moral und gegen die christliche Psychologie, verbunden mit einem nicht mißzuverstehenden Appell an die natürliche Güte des Menschen: endlich dem Mystizismus der Leidenschaften

durch die Nachsicht, ja durch die Begeisterung, die der Liebesleidenschaft zuteil wird, wenn diese kühn alle Schranken der Sitte durchbricht.

Werther mutet uns als ein Meisterwerk grade deshalb an, weil der übrigens äußerst geschickte und mäßige Ausdruck, den dieser dreifache Mystizismus in ihm findet, von einer vollkommenen Aufrichtigkeit beseelt ist, trotz allem was Nod von ihm zu sagen weiß. Es ist möglich, daß Goethe nie daran gedacht hat, sich um Charlotte Buffs willen das Leben zu nehmen: dessenungeachtet ist er doch Werther gewesen, das heißt der eigentliche Typus des Mystikers neuen Stils, den er mit einer unvergleichlich sicheren Zeichnung dem Publikum vorführte, ohne eine genügende, den Bürgerkreisen angepaßte Vorsicht außer acht zu lassen, die bis zu einem gewissen Grade diesen die Möglichkeit einer Annahme seiner kühnen Forderungen gab. Es ist bekannt, wieviel die Generation der Stürmer, die den Genfer Dichter wie einen Propheten verehrte, Jean Jacques Rousseau zu verdanken hat. Heutzutage ist es beinahe ein Truismus, Werther als nachgeborenen Bruder Saint-Preux' oder Emils bezeichnen zu wollen: jedenfalls ist es ein Bruder, der im Ausdruck der gemeinsamen Lebensauffassung gedrängter und zugleich bestimmter auftritt, da er den Weg für sein Vorwärtsschreiten bereits gebahnt und die öffentliche Meinung wohl vorbereitet findet, um ein Verständnis zu ermöglichen.

Heben wir nun die in dem Roman am meisten charakteristischen Züge des Naturmystizismus, die Rousseau so teuer waren, hervor: die Vorstellung eines Gott Natur, als eines Verbündeten des Menschen im allgemeinen, bereit, ihm im Lebenskampfe beizustehen, der jedoch noch unmittelbarer ein Verbündeter des genialen Künstlers ist, da dieser allein die vergöttlichte Natur erfassen, genießen und sie in rechter Weise zu feiern versteht. Diese zusammengefaßte Vorstellung findet man in jener herrlichen Stelle, die Werther unterm 18. August niedergeschrieben hat und die einen wie der Psalm eines neuen David anmutet, der gleichfalls vor der Bundeslade tanzt: „Wenn ich sonst vom

Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah... wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert... Armer Tor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt." — Darf es einen wundernehmen, daß das Buch dank diesen, selbst nach Jean Jacques noch neuartigen Lauten, bis zu Deutschlands, ja bis zu Europas Grenzen drang, getragen von dem Zauber seines tönenden Gesanges?

Bald jedoch geht Werther der Gnade des Gott Natur verlustig, das heißt, dieses unmittelbaren Kontaktes mit den Wesen der Schöpfung, die ihn über die Enttäuschungen hinausheben, die er durch die Gemeinschaft mit den Menschen erlitt, oder vielmehr er verliert das, was seinen eigenen Worten nach: „meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf..." diesen Geist Gottes, den er „mit Geduld erwartete und die Wonne", die er über ihn ergoß, „mit ganzem, innig dankbarem Herzen genoß!" — Den Zustand seiner Trostlosigkeit, unter dem er nunmehr zu leiden hat, beeilt er sich übrigens mit einem unerschütterlichen, mystischen Hochmut in folgender Weise zu erklären. Wäre es nicht, so sagt er sich selbst, daß sein mystischer Verbündeter aus jener anderen Welt, dieser Vater, den er nicht kennt, der aber bisher sich herabließ, seine „ganze Seele" zu erfüllen, dazu sich entschlossen hätte, ihn zu sich zu rufen, nicht durch einen schmerzvollen Tod der Buße — wie er in der Vorstellung eines

mystischen Christen lebt — sondern auf dem schnelleren Wege des Selbstmordes? Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermutet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: „Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte!... Mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesicht will ich leiden und genießen.“ Eins der letzten Worte des Unseligen ist, nach Christi Beispiel: „Ich gehe zu meinem Vater!“ — Und sein Schrei des höchsten Hochmuts, der für uns das naivste Geständnis jenes mystischen Bundes enthält, dessen Besitz er als sein eigenstes Vorrecht empfand, lautet: „So traure denn, Natur!... Dein Geliebter naht sich seinem Ende!“ —

Und dennoch ist es vielleicht — worauf wir im Anfang dieser Analyse hinwiesen — noch der soziale Mystizismus, der in den autobiographischen Geständnissen Werthers deutlich zutage tritt. Wenden wir vorerst unsere Aufmerksamkeit dieser Auslegung der romantischen Psychologie, dieser Umschreibung der natürlichen Güte zu. Es ist eine Apologie der rein instinktiven Kindheit, den Erfahrungen des ihr überlegenen Mannesalters gegenübergestellt: eine anfangs mit Vorsicht ausgesprochene Rechtfertigung, die unter dem Schutz jener wohlbekannten Bibelworte auftritt: „wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen...“, um am Schlusse der Analyse ins Sinnlose auszuarten, da die romantische Psychologie der „natürlichen Güte“ den gesunden christlichen Begriff von der „Erbsünde“ zurückweist. „Ja,“ schreibt Werther in seinem Tagebuch am 29. Juni 1771, „ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich so zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen allen künftigen guten Humor und die Leichtigkeit, über alle die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke,“ und, fügt er hinzu, „alles so unverdorben, so ganz,“

so verrät er durch diese tendenziösen Bezeichnungen schon die unsinnig romantische Schlußfolgerung, die dieser Einführung entspringen wird, eine Schlußfolgerung, der man bis jetzt zustimmen konnte, da tatsächlich die Erfahrung und das Aneinanderprallen im Lebenskampfe diese individuell-ungeregelten Veranlagungen der Kleinen wie Eigensinn und jugendlichen Mutwillen ins richtige soziale Verhältnis zurückführen werden. Jetzt aber tritt, nach dieser geschickten Einleitung, der trügerische Sophismus zutage: diese Kinder, fährt Werther fort, „die unsersgleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Untertanen. Sie sollen keinen Willen haben!... Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder siehst du, und junge Kinder, und nichts weiter, und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn und hören ihn nicht... und bilden ihre Kinder nach sich..." und so weiter.

So geistreich diese Darstellung auch sein mag, so ist in ihr doch nichts anderes zu sehen als ein Kommentar zum Emil, den die anbrechende Morgenröte des romantischen Zeitalters mit einmütigem Beifall zu begrüßen nicht verfehlen konnte. In seinen schönen Studien über das Leben des Heiligen Augustinus hat Louis Bertrand uns neuerdings ins Gedächtnis zurückgerufen, daß der Bischof von Hippo, nach seiner Auslegung der Gnade gleichfalls ein Mystiker, jedoch als Anhänger der christlichen Psychologie an der Vorstellung der Erbsünde festhaltend — sich weigerte, das Bibelwort, auf dem Werthers Ausspruch hier fußt, im wörtlichen Sinne zu nehmen. Er sah in demselben ausschließlich eine leicht verständliche Allegorie: der geringe Wuchs des Kindes sei ein symbolisches Bild für die Demut, die eine unerläßliche Vorbedingung zum Eintritt in das Reich des Vaters bedeute. Der große afrikanische Theolog ahnt bereits das Vorhandensein von Egoismus und „Imperialismus" des reifen Alters in ihren Grundzügen bei dem Neugeborenen. Er erinnert sich der Beobachtung, die er an einem Säugling machte. Das Kind, das noch nicht sprechen konnte,

„blickte, bereits blaß vor Wut und Neid, seinen Milchbruder feindlich an, als würde ihm dieser seinen Teil stehlen!“ —

Noch als Diplomat vergleicht Werther sein geniales Streben nach Macht, dem der Erfolg viel zu langsam kommt, mit demjenigen einiger Nebenbuhler, die, ihrer geringeren Gaben zum Trotz, sich infolge eines mehr methodischen Vorgehens eines wirksameren Erfolges rühmen konnten. „Was mich am meisten neckt,“ schreibt er am 24. Dezember, „sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nötig der Unterschied der Stände ist, wieviel Vorteile er mir selbst verschafft; nur soll er mir nicht eben grad' im Wege stehn...“ Mit anderen Worten, es genügt ihm, daß seine Untergebenen auf diese Weise in Respekt gehalten werden, und das ist allerdings ein rein menschliches Empfinden. „Was das für Menschen sind,“ fährt Werther dann fort, „deren ganze Seele auf dem Zeremonial ruht, deren Dichten und Trachten jahrelang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen!“ — Und man könnte diesem jungen Manne gern zur Antwort geben, daß jenes Zeremoniell nichts anderes als ein Symbol der faktischen sozialen Machtstellung sei, und er selbst zu dieser Zeit von keiner andern Sorge bedrückt wurde, als von der um seinen Platz an der Tafel — wie ja Goethe selbst in Weimar mehrere Jahre hindurch unter der Etikette leiden mußte, die ihm, dem intimen Freunde des Herzogs, bis zur Adelsverleihung im Jahre 1782 keinen Platz an der öffentlichen Hoftafel einräumen konnte. Aber noch während er diese bitteren Zeilen auf das Papier wirft, kommt ihm unvermutet sein Talent zu Hilfe. Getragen durch den Triumph seines Romans, gelingt es ihm schnell, durch Willenskraft und Geschicklichkeit, die Leidenschaften seiner Umgebung seinem so natürlichen Streben nach Erhöhung dienstbar zu machen. Schon bei Beginn seiner Karriere darf er eine höhere Persönlichkeit als einen Gesandten (den Werthers) leiten und beherrschen. Er schwingt sich sofort zum Liebling eines kleinen Fürsten auf, der ihm vorerst die materielle und moralische Unabhängigkeit ver-

schafft, um derselben alsbald das Adelsdiplom folgen zu lassen, — und so kann es nicht ausbleiben, daß sein Platz an der Tafel eine viel schnellere Verbesserung erfährt, als sie seinem Werther zuteil wird.

Wir wollen uns nicht länger bei den allbekannten Szenen aufhalten, die den in seiner Ehre gekränkten Werther veranlassen, sein Amt niederzulegen, um sich von neuem in der Nähe Charlottens, die ihren Albert geheiratet hat und ihm treu ist, in Untätigkeit zu verzehren. Dem ersten Teil des Romans fehlt der leidenschaftliche Mystizismus, der noch diskrete und verhüllte Appell an die Rechte der Leidenschaft keineswegs; jedoch erst gegen Ende der Erzählung tritt er ganz unverhüllt in jenen allbekannten Szenen zutage, in denen dieser Liebestolle, dieser Selbstmörder aus Liebe lange Stellen aus Ossian zitiert, die eine Hymne an den Gott Natur, den Beschützer aller durch das soziale Sittengesetz verbotenen Liebe bilden! Unaufhaltsam eilt Werther dem verhängnisvollen Abgrunde zu, sein Nervensystem unterliegt. Er weiß und spricht es auch selbst aus, daß sein Zustand an den jener Unglücklichen erinnert, die von einem bösen Geiste umhergetrieben erscheinen. Die optimistische Psychologie Rousseaus, dessen echter Sprößling er ist, gestattet ihm jedoch, für die Verwirrung und Verzweiflung, in der er hilflos dahintreibt, eine göttliche und keineswegs diabolische Deutung zu finden. Mitten unter den Schrecknissen der Versuchung wähnt er Gottes Stimme und nicht diejenige des Bösen zu vernehmen. Hieraus entspringt jenes eigenartige Fragment, das wir in seinem Tagebuche lesen, in dem er Gott den Vater als den spezifischen Gott des neuen Mystizismus anruft, — als Gott der natürlichen Güte und der Vaterschaft der Natur — um im Gegensatz hierzu die Lehren des Gottessohnes unberücksichtigt lassen zu können, der ihm als moralischer Gesetzgeber des Christentums sowohl den Ehebruch als den Selbstmord verbieten würde. „Sagt nicht selbst der Sohn Gottes," schreibt er am 15. November 1772, „daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm

nun nicht gegeben bin? Wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falsch aus, sieh nicht etwa Spott in diesen unschuldigen Worten! es ist meine ganze Seele, die ich dir vorlege...“ Der Ausgang des Abenteuers ist allbekannt, ebenso wie die pathetische Kraft des Buches, die es zu einer „gedrängten und leidenschaftlichen“ Lektüre macht, wie sie fünfzig Jahre später bei den Pionieren des französischen Romantismus beliebt ist. So bei „Joseph Delorme“, diesem sentimentalen Studenten der Medizin, den der Dichter Sainte Beuve zum Wortführer seiner eigenen Jugend macht, der gleich Werther zum Selbstmord greift, ohne daß Sainte Beuve, so wenig wie Goethe, das Bedürfnis empfunden hätte, dem geschmacklosen Beispiel seines Helden zu folgen.

In dieser gedrängten Analyse hoffe ich nunmehr erwiesen zu haben, daß der Werther unbestritten als die hervorragendste Kundgebung des Goetheschen Romantismus zu Beginn seiner Laufbahn aufzufassen ist. Ein Psychologe und romantischer Moralist ist es, der dann im Herbst des Jahres 1775 den Weg nach Weimar einschlägt, um hier alsbald jenem heilsamen Einfluß zu unterliegen, der ihn allmählich von seinen ursprünglichen Illusionen befreit.

2. Kapitel.

Goethes Übersiedelung nach Weimar und das Zusammentreffen mit Frau von Stein.

1. Von Lili bis zu Karl August.

Die letzten Monate des Jahres 1775 sahen Goethe in seiner Vaterstadt in einer ziemlich delikaten Lage, trotz des frischen Erfolges seines Berlichingen, trotz des glänzenden Triumphes, den sein Werther hervorgerufen hatte, der ihn zum unbestrittenen Führer der „Genie"-Generation erhoben hatte. Zu seinen vier mehr oder minder unglücklich verlaufenen Liebeshändeln, deren Heldinnen das rätselhafte Gretchen aus Frankfurt, das Käthchen aus Leipzig, die Elsässerin Friederike und Charlotte aus Wetzlar waren, hatte er nämlich soeben einen fünften Fauxpas mit sentimentalem Hintergrund gefügt, und die Folgen dieser letzten Liebeslaune sollten sein Gewissen in einer viel schwereren Weise belasten, als es die früheren getan hatten. Hingerissen durch eine unbändige Einbildungskraft und ohne jegliche Bedenkzeit, hatte er sich, durch gar zu willige Vermittler begünstigt, dieses Mal öffentlich mit einem blonden Kinde, namens Lili Schönemann, verloben lassen, um beinahe sofort danach zur Einsicht zu gelangen, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen habe. Die Familien Schönemann und d'Orville — letztere mütterlicherseits mit Lili verwandt — waren reiche Frankfurter Bankiers, praktische Verstandesmenschen mit genauer Welt- und Menschenkenntnis. Gleich zu Beginn blickten sie mit wenig Wohlwollen auf den jungen, wildgenialen Dichter,

den die Wahl ihrer jungen Schwester und Nichte im Begriff stand, ihnen als Verwandten aufzubürden. Goethe seinerseits empfand, daß diese trockenen Geschäftsleute ihn mit Vorbehalt betrachteten, fast, wie Bielschowsky meint, als hätten sie es mit einem halben Narren zu tun, dessen Unruhe sich unvermutet bis zur Krankheit steigern könnte. Der Luxus und ganze Zuschnitt des Hauses Schönemann bildeten einen gar zu fühlbaren Kontrast zu seinen zwanglos-genialen Gewohnheiten, gaben einen ungünstigen Rahmen für das Phantastische seiner Kleidung ab und weckten mit einem Worte unausgesetzt in seinem Herzen den Protest, den er jüngst mit seinem Werther der Ordnung der Stände entgegengeschleudert hatte. Es war dies jene Zeit, in der sogar seine Freunde ihn in ihren Briefen mit Bär, Hurone oder Westindier titulierten. Was wollte dieser Westindier auch in den Salons am Kornmarkt?

Gleich verletzend fast für seinen berechtigten Stolz, wie jene schnöde Behandlung, die Werther in seine leidenschaftsvolle Untätigkeit zurückfallen ließ, war der Umstand, daß zwischen seinen Verwandten und denjenigen seiner Verlobten keine freundschaftliche Fühlung zustande kommen konnte. Den Schönemanns war der Rat Goethe zu pedantisch und Frau Rat im Wesen zu schlicht. Dagegen nannte Wolfgangs Vater seine zukünftige Schwiegertochter mit charakteristischer Ironie nie anders als „Die Staatsdame!“ Um ohne Anstoß die liebliche Lili in dieses anmutlose Heim einführen zu können, hätte man — heißt es später in knappen Worten in Dichtung und Wahrheit — die Eltern und ihre häusliche Einrichtung zugleich umbilden müssen. Endlich war es Cornelia Goethe — deren Absonderlichkeiten weder Scharfsinn noch Willensstärke ausschlossen — die ihrem Bruder eine Verbindung aufs eindringlichste widerriet, die sie als ein Unglück für alle Beteiligten erkannt hatte.

In dieser mißlichen Lage, zwischen einer — wenn wir dem Dichter Glauben schenken wollen — ganz außergewöhnlichen Verliebtheit und der stärker als je auftretenden Scheu vor dem

entscheidenden Schritt einer Ehe schwankend, nimmt Goethe zu einem Versuch von wahrhaft sonderbarer Art seine Zuflucht. Es handelt sich für ihn darum, durch Prüfung seines Gefühls die Gewißheit zu erlangen, ob er Lili wirklich entbehren könne, da ihm jetzt seine Liebe mit den Ratschlägen der Vernunft in Konflikt zu geraten scheint. Dies wird die Ursache für seine erste Schweizer Reise. — Alsbald lehrt ihn die Erfahrung, daß er um den Preis einiger seelischer Leiden das junge Mädchen missen kann. Daß er dagegen in Betracht gezogen habe, ob nicht vielleicht das junge Mädchen ihren Verlobten in weniger heroischer Weise entbehren würde, da ihr kindlich unbefangenes Herz nun einmal Feuer gefangen hatte, das geht nirgends hervor. Wie dem auch sein mag, er gibt den Schönemanns ihr Wort zurück, die ohne Zweifel im Grunde ihres Herzens mit dieser Lösung einverstanden waren, weniger jedoch vielleicht damit, daß die Initiative zum Bruch nicht von Lili ausgegangen war.

Daß Wolfgangs soziale Stellung in Frankfurt nach einem derartigen Streich eine recht mißliche geworden war, ist leicht begreiflich. Lili ist es, wie er später in „Dichtung und Wahrheit“ aufrichtig eingesteht, die ihn nach Weimar getrieben, und zieht man die soeben geschilderten Verhältnisse, sowie die nur halbgelöschte Glut der Leidenschaft in Betracht, die in dem Herzen des jungen Mannes unter der Asche weiterglimmte, so wird man dieser Versicherung gern Glauben schenken. — Übrigens stellt sich in jenen Tagen noch manch anderer Beweggrund ein, der ihm eine wenn auch zeitweilige Entfernung von seiner Vaterstadt wünschenswert erscheinen läßt: die Schwierigkeiten eines Zusammenlebens mit seinem Vater, dessen Ansichten und Neigungen zu den seinen im größten Gegensatz stehen, der Drang nach pekuniärer Unabhängigkeit, die Notwendigkeit, endlich mit einigem Erfolg eine achtungswerte Karriere einzuschlagen, da ihm die Stellung eines Advokaten durchaus nicht genügte. Diese letzteren Bedenken lassen ihn auch das Anerbieten Karl Augusts, nach Weimar überzusiedeln, einer geplanten

Reise nach Italien — die er erst 11 Jahre später ausführen sollte — vorziehen.

Bereits im Dezember 1774 war der junge, kaum achtzehnjährige Herzog Karl August von Weimar in Begleitung seines Erziehers des Grafen von Görtz, seines Oberstallmeisters, des Baron Josias von Stein und des früheren preußischen Obersten von Knebel, der selbst zuzeiten der Dichtkunst oblag und den Autor des Werther in hellster Begeisterung das Genie der Genies zu nennen pflegte, durch Frankfurt gekommen, um nach Frankreich zu gehen und dort seine Erziehung zu vollenden. Knebel hatte Goethe besucht und ihn darauf dem Prinzen vorgestellt, der sofort seinem Zauber unterlag. Denn der junge Dichter-Advokat besaß zurzeit noch nichts von jener etwas pedantischen Steifheit, die für seine spätere soziale Stellung so oft charakteristisch wird. Getragen von Begeisterung und Erfolg, ist er in diesem Augenblick ganz Feuer, ganz Flamme: ein anderer Kleinstaatprinz, der Herzog von Meiningen, der ihn kennen gelernt hatte, urteilt über ihn: „Er spricht viel, gut, besonders, originell, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er hat seine ganz eigne Fassons.“ Diese eigene Fassons: eine ungestüme, mitteilsame Art voll pikanten Reizes, spiegelt sich, wie wir schon sagten, getreulich im Ton seiner damaligen Briefe wieder.

Als Enkel eines rohen Despoten, der in der Derbheit seines Wesens dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm von Preußen ähnlich war, ohne jedoch jenes Pflichtgefühl zu besitzen, das im Hause der Hohenzollern erblich ist, war der junge Herzog von Weimar schon in der Wiege zum Nachfolger dieses wunderlichen Großvaters bestimmt, da er kurz nach seiner Geburt seinen Vater, einen Mann von kläglichster Gesundheit, verloren hatte. Er war unter der Vormundschaft und Regentschaft seiner Mutter, einer geborenen Prinzessin von Braunschweig, einer Nichte des großen Friedrich herangewachsen. Da die Herzogin Amalie kunstsinnige Neigungen besaß, wählte sie zum Erzieher ihrer beiden Söhne Wieland. Durch die Förderung, die sie trotz

der geringen Mittel des Herzogtums der Kunst und dem Theater zu gewähren verstand, erwarb sie dem Weimarer Hof die schmeichelhafte Bezeichnung des „Musenhofes“, eine Bezeichnung, die er dann unter der Regierung ihres Sohnes in weit höherem Sinne verdienen sollte. — In diesem Herzog verbanden sich die mütterlicherseits ererbten Eigenschaften mit den Traditionen seines Großvaters zu einer eigentümlichen Mischung: es lebte in ihm ein Dichter und ein feudaler Herrscher, ein Werther und ein Soldatenspieler. Noch unter der Nachwirkung von Wielands Führung stehend, war in ihm zu dieser Zeit der Werther dem Kriegsmanne überlegen, der jedoch mit den Jahren gleichfalls zur Entfaltung gelangen sollte. Im großen ganzen war er ein Mann von Bedeutung, die Mittelmäßigkeit der kleinstaatlichen Fürsten seiner Zeit um ein Beträchtliches überragend.

2. Aussichten einer genialen Tätigkeit auf politischem Gebiet.

In Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe, daß er bei seinem ersten Besuch im Gasthause, das der Prinz in Frankfurt bewohnte, auf dem Tisch eine damals viel besprochene Schrift vorfand, nämlich Mösers Patriotische Phantasien, deren Inhalt ihm, dank seiner persönlichen Beziehungen zur Familie Möser, vollständig bekannt war. Dieser Zufall gab ihm nun die Möglichkeit an die Hand, sich sofort als Nationalökonom und Soziologe vorzustellen, indem er Ausdrücke gebrauchte, die zu jener Zeit noch nicht gang und gäbe waren. „Anstatt, daß ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern vermochte, zum Gegenstand des Gesprächs gemacht,“ erzählt er in Dichtung und Wahrheit, „für das Schauspiel, für den Roman eine ungeteilte Aufmerksamkeit gefordert hätte, so schien ich vielmehr in Mösern solche Schriftsteller vorzuziehen, deren Talent aus dem tätigen Leben ausging und in dasselbe unmittelbar nützlich sogleich wieder zurückkehrte.“ So sprach er denn eher wie ein mit den Staatswissenschaften wohl vertrauter Philosoph und nicht

wie ein Dichter und Schriftsteller, und der Herzog von Weimar mußte über die Weitsichtigkeit, die dieses frühreife Genie zu besitzen schien, billig betroffen sein.

Dieser Umstand bildet meiner Ansicht nach wenigstens teilweise eine Erklärung für den im ersten Augenblick befremdlich wirkenden Entschluß, den Karl August wenig später faßte, den Schöpfer Werthers unter dem Titel eines geheimen Legationsrates dauernd an seine Seite zu fesseln. Was das Eingehen des Dichters auf dieses unerwartete Anerbieten anbetrifft, so finden wir dafür eine genügende Erklärung in den von uns weiter oben angegebenen Gründen; es erübrigt noch hinzuzufügen, daß ihn die zu jener Zeit wenig dauerhafte und oft aussetzende Art seiner dichterischen Inspiration äußerst stutzig machte. Hatte er doch, seiner Schwester zu Gefallen, den Götz in nur wenigen Tagen entworfen; den Clavigo in noch kürzerer Zeit, dank der Wette mit einem jungen Mädchen seines Freundeskreises; den Werther, um sich selbst Genüge zu tun — und alles mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit! Die wunderbaren lyrischen Dichtungen jener Zeit entsprießen seiner überreichen Phantasie fast ohne bewußte eigene Mitarbeiterschaft im Laufe eines Spazierganges oder gar einer Nacht während eines festen Schlafes. Unter diesen Umständen erschien ihm sein dichterisches Schaffen durchaus nicht in dem Licht eines normalen Berufes, und durchaus ungenügend, um ein ganzes Leben damit auszufüllen, das andererseits durch seine leicht erregbare Nervosität und die ihm angeborene Anlage, diese Nervosität zu bekämpfen oder wenigstens zu dämpfen, eine fortwährende Beschäftigung zur unerläßlichen Notwendigkeit voraussetzen mußte. So ist denn seine Übersiedelung nach Weimar als eine hygienische Maßregel zu werten, ebenso bald danach sein Kultus für Charlotte und elf Jahre später seine Reise nach Italien.

Außerdem ruft uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ den Umstand ins Gedächtnis zurück, daß die der seinigen vorhergehende Generation ausschließlich dem Dichter Genie zugestand, während jetzt eine neue Beurteilung zutage träte,

die vom Arzt, vom Heerführer, vom Staatsmann ebenfalls dieses frühere dichterische Vorrecht forderte. Er schreibt: „Da nun aber jedermann Genie von andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen.“ Unter dem Einfluß des eben aufgehenden romantischen Mystizismus erweckten Geistesgaben und Talente ein förmlich andächtiges Vertrauen; man wollte in ihnen unmittelbare Ausströmungen eines väterlichen Gottes erblicken. Ein jeder sagte sich, daß er diese Gaben nur in eine neue Richtung zu leiten hätte, um sie dann seinen Wünschen gemäß gebrauchen zu können, „das Wort Genie ward eine allgemeine Losung, und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, das, was es bedeuten sollte, sei gewöhnlich vorhanden“. Faßt man alles zusammen, so ist unserer Meinung nach der wahrscheinlichste Grund zu Goethes Entschluß, nach Weimar zu gehen, in dem kühnen Versuch zu erblicken, nunmehr auf politischem Gebiet ein Talent zu betätigen, das ihm auf dem Gebiete der Kunst so überreich zuerkannt wurde, der Ansporn, ein hervorragender Mann der Tat zu werden, nachdem er als Mann der schöpferischen Phantasie Triumphe durchkostet hatte — eine Vorstellung, die sich in mehr als einem Genie des romantischen Zeitalters erneuerte.

Diesen Standpunkt Goethes nicht aus dem Auge zu lassen, ist von höchster Wichtigkeit, um eine richtige Beurteilung jener Beziehungen zu ermöglichen, die sich alsbald zwischen ihm und Frau von Stein, der Gemahlin des Oberstallmeisters am Weimarer Hof anknüpften. Charlotte hat in Goethe nicht nur den genialen Dichter erblickt, dessen Stellung als solcher bereits erworben war, sondern auch den genialen Minister der Zukunft, und dieser war es vornehmlich, den sie zu entwickeln trachtete, den sie, dank ihrer überlegenen Welt- und Menschenkenntnis, stützen wollte. Und seinerseits zwingt der junge Herzog von Weimar seinen im Dienst ergrauten (und sofort gegen den Eindringling sich auflehnenden) Staatsräten den jungen Goethe, zunächst als Kollegen, aber sehr schnell darauf als Staatsminister auf,

indem er das „außerordentlich gute und fühlbare Herz“ seines neuen Freundes rühmte. Auf die ungesäumt zutage tretende Auflehnung des Kollegiums antwortet er: „Einen Mann von Genie an anderm Ort zu gebrauchen, als wo er selber seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen...“ Den Eindruck, den die ersten Jahre seiner neuen Machtstellung auf ihn machten, faßte Goethe endlich selbst in seinem Briefe vom 20. September 1780 an Lavater in folgender Weise zusammen: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich teurer und darin wünscht ich's den größten Männern gleich zu tun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere... vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Turm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen...“ Und Schiller schreibt an Körner am 12. August 1787 über Goethe: Herder versichert, daß Goethe „noch mehr als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert wird. Alles was er ist, ist er ganz und er kann ... vieles zugleich sein“.

Das war jedoch keineswegs die endgültige Meinung des Ministers über seine Amtsführung. Nach zehnjähriger Erfahrung, in der glänzende Erfolge durch widrige Mißerfolge abgelöst werden, spricht sein „Tasso“ das „mea culpa“ aus für dieses halbe Irregehen, das meiner Ansicht nach trotz allem ein glückliches Irren war. Mit aller Entschiedenheit wird sich Goethe dann das Genie der Tat absprechen, weil sich unter seiner Hand, die doch ebenso beharrlich wie schmiegsam sein konnte, die Menschheit größtenteils widersetzlich erwies, im Gegensatz zu den mystischen Hoffnungen seiner Jugendzeit. Nach meinem Dafürhalten geht jedoch Professor Engel zu weit, wenn er die Entscheidung des Dichters für Weimar als ein Abweichen von seinem normalen Wege bezeichnet. Als Goethe die Pflich-

ten eines Staatsmannes übernahm, hat er nicht entfernt daran gedacht, die Rechte des Dichters aufzugeben. Seine Absicht ging nur dahin, die Pausen, die er in seiner künstlerischen Inspiration festgestellt hatte, durch eine, wenn auch auf einem anderen Gebiet liegende, gleichfalls geniale Tätigkeit auszufüllen, eine Tätigkeit, die sich seiner Ansicht nach zu einer nicht minder direkten und unvermittelten Manifestation der göttlichen Eingebung gestalten sollte, als jene, in deren Besitz er sich bereits wußte.

3. Unter der Eingebung des Gott Natur.

In solcher geistigen Stimmung erreicht der junge Advokat am 7. November 1775 Weimar, um sich hier, nach einem vorläufigen Aufenthalt, über den neu einzuschlagenden Lebensweg schlüssig zu werden. Anfangs scheint sein Genie in Thüringen dieselbe regellose Richtung einschlagen zu wollen, der es in Frankfurt gehuldigt hatte. Der Hof kleidet sich auf Befehl des Herzogs in die blau-gelbe Werthertracht, so wie sich hochstehende Persönlichkeiten beim Empfang fremder Fürstlichkeiten die Uniform ihres fremden Regiments anziehen. Doch ein Werther voll übersprudelndster Laune ist es jetzt, der bei den Lustbarkeiten dieser glänzenden Jugend den Ton angibt. Jagden, Schlittenfahrten oder Schlittschuhlaufen (ein damals noch neuer Sport für diesen Teil Deutschlands) und ländliche Tanzvergnügungen wechseln mit Studentenstreichen und Rabelaisschen Scherzen ab, die von Karl August besonders bevorzugt werden. Bald eilen Goethes Gefährten aus der Sturm- und Drangperiode einer nach dem andern herbei, Lenz, Wagner und die beiden Stolberg, um das Getümmel zu vergrößern und den Skandal alsbald zum Ausbruch zu bringen. Denn zu einem solchen kommt es, mag er nun gerechtfertigt sein oder nicht. Durch einen tadelnden Brief versucht es der ernste Klopstock, einer der geistigen Väter dieses lärmenden „genialen“ Kreises, seinem gefahrlaufenden Schüler in den Zügel zu fallen. Goethe läßt ihm eine rück-

sichtslose Zurückweisung zuteil werden, wenn wir diesen energischen, doch den Tatsachen entsprechenden Ausdruck anwenden wollen. Wieland hingegen unterliegt dem tatsächlichen Zauber des Neuangekommenen und singt sein Lob in Tönen überfließender Begeisterung. Im allgemeinen jedoch beginnt die öffentliche Meinung gegen das Treiben zu revoltieren. Man glaubt, daß Goethe bei diesem Sturm gegen alle Ordnung, gegen Gesetz und Moral, den Herzog dazu verleitet, die ehrwürdigsten Überlieferungen zu mißachten. Man spricht ihm weder Herzensgüte noch Lauterkeit des Willens ab, fügt jedoch hinzu, daß seine unreifen Grundsätze ganz dazu angetan seien, nichts weniger als eine Revolution auf moralischem Gebiet herbeizuführen, deren Folgen niemand zu übersehen imstande sei. Und in der Tat, was sind diese Grundsätze anders, als diejenigen Jean Jacques und jener romantischen Psychologie, zu denen der Genfer Philosoph den Anstoß gab! Sie bestehen aus der Lehre, den von Natur guten Menschen, das heißt in Wahrheit den instinktiven Menschen aus seinen Augenblickseingebungen heraus über Recht und Unrecht, Gut und Schlecht entscheiden zu lassen. Nach dem Dafürhalten der neuen Propheten fällt es durchaus nicht ins Gewicht, daß derartige, einer vernünftigen Grundlage entbehrende Anschauungen gegen Religion, Gesetz, Sitten und Gebräuche verstoßen; das souveräne Individuum hat sich keineswegs in feiger Weise der Vergangenheit unterzuordnen, es muß vielmehr seine neuen Bedürfnisse über die althergebrachten Beschränkungen triumphieren lassen und seine ganze Umgebung nach seinem Belieben umbilden. Laut der neuen Lehre erben sich überkommene Gesetze und Rechte nicht fort, sie sind wie „eine ewige Krankheit“ zu behandeln, der man die unerschöpfbaren Quellen der Natur als urewiges Prinzip der Verjüngung und Gesundheit entgegenzusetzen hat. Welcher Art oftmals die Resultate dieser Gleichnisse im romantischen Zeitalter waren, ist genugsam bekannt.

Ein Zuschauer dieses richtigen Hexensabbats der Genialität, der die ersten Monate von Goethes Aufenthalt in Weimar

kennzeichnet — ein, wie wir gern zugeben, im Grunde genommen recht unschuldiger Hexensabbat, der aber doch beunruhigte, da er eine Vorbedeutung für die Zukunft zu enthalten schien — der Kammerherr von Seckendorf hat in folgenden Worten die Eindrücke seiner Beobachtung zusammengefaßt: „Serenissimus überläßt sich," schreibt er, „fortwährend den geräuschvollsten Vergnügungen und kommt aus dem Kreise der Personen nicht heraus, die ihn zu fesseln verstanden haben. Alle Tage gibt es neue, ungewöhnliche Vergnügungen, ohne Rücksicht auf das, was man davon sagt, weil es nach dem leider zu getreulich befolgten System seiner Ratgeber keine Konvenienz und Schicklichkeit in der Welt geben soll und die bestehenden, wie man lehrt, nur aus Launen geflossen sind, welche der Erste im Staate beseitigen könne und müsse." — Wir bemerken hierzu, daß Seckendorf oder vielleicht Karl August selbst im Sinne eines mehr oder weniger aufgeklärten Absolutismus — nach dem Beispiele Friedrichs von Preußen oder Katharinas II. — die rousseauistischen Lehren des Geniekreises modifiziert hat, der weit lieber an die Ratschläge und Eingebungen der Natur appellierte, als an die Willkür der Fürsten, um über Herkommen und Vorurteile zu siegen. „Die wunderlichsten Dinge," fährt Seckendorf dann fort, „wurden durch die Gewohnheit geheiligt; man müsse deshalb, um neue Sitten und Gebräuche einzuführen, die ersten Angriffe des Tadels unbeachtet lassen, und durch festen Willen und Befehl Das autorisieren, dem das allgemeine Vorurteil entgegenstehe ... Jetzt zerfällt das Ganze in zwei Teile, von denen jener des Herzogs der geräuschvolle, der andere der ruhige ist. In dem ersten rennt, jagt, hetzt, peitscht und galoppiert man; seltsamerweise pikiert man sich, alles Dies mit Geist zu tun, und zwar wegen der Schöngeister, die dazu gehören. Es gibt keine Extravaganzen, die man sich nicht erlaubt. Der zweite Teil", so schließt der Kammerherr, „langweilt sich größtenteils, und die Vergnügungen, die man sucht, entweichen gewöhnlich in dem Augenblicke, da man sie genießen will... So redet wohl Eines dem Anderen ein, man amüsiere sich, wäh-

rend es unter Zehn vielleicht nicht Einen gibt, der sich nicht zum Sterben langweilt."

Wir müssen hervorheben, daß in dieser unschätzbaren Urkunde, ohne Zweifel wohl aus Vorsicht, Goethes Name nicht genannt wird, obschon er unbedingt zu den einflußreichsten neuen Ratgebern des Herzogs gehörte. Tatsächlich scheint jedoch Karl August in der von Jean Jacques und seinem Jünger Werther gepredigten „Rückkehr zur Natur" nur das Recht erblickt zu haben, in den Salons seines Schlosses seine Pfeife rauchen und, kraft einer Art religiösen Überzeugung, ohne Gewissensbisse alle jene Streiche sich gestatten zu dürfen, die seinem Alter, seinem Temperament und seiner feudalen Abstammung entsprachen. Eine seiner Unterhaltungen mit Charlotte von Stein wird uns über diesen Punkt bald Aufklärung geben. — Nichtsdestoweniger öffneten diese Unvorsichtigkeiten der übertriebensten Verleumdung Tür und Tor. Man raunte sich zu, daß Goethe und der Herzog, die einander duzten und in der Öffentlichkeit wie Brüder begegneten, gemeinsam dem Trunk oblagen und sogar die Gunst einer Maitresse miteinander teilten. Ein Widerhall dieser giftigen Auslassungen ist in Wilhelm Meisters Lehrjahren unschwer zu erraten, wo der Bürger Werner den „genialen" Helden der Erzählung in folgender Weise anspricht: „Mehr als Ein diensteifriger Freund hat mir versichert, du lebtest mit einem liederlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, hälfest ihm sein Geld durchbringen und seiest Schuld, daß er mit seinen sämmtlichen Anverwandten gespannt sei." Daraufhin zuckt Wilhelm die Achseln und entgegnet ebenso unbekümmert, wie es Goethe zweifellos mehr als einmal zu Beginn des Jahres 1776 getan haben mag, besonders in seinem Briefe an Klopstock: „Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurteilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das Wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht und eine gleichgültige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt." Man wird diese Antwort übrigens erst dann richtig verstehen, wenn man

sich Goethes wiederholte Behauptung von seinem moralischen Einfluß auf seinen fürstlichen Gastfreund ins Gedächtnis zurückruft, der von der ersten Minute an eingesetzt habe, sowie seiner Erklärung für das zeitweilige Eingehen auf die Tollheiten des Herzogs gedenkt, um dadurch einen vollständigen Einfluß auf ihn zu erlangen. Der Ausgang bewies, daß diese Auslegung zum großen Teil der Wahrheit entsprach.

Falls hier wirklich eine Krankheitserscheinung vorlag, so sollte dem Kranken bald ein Heilmittel geboten werden. Bereits in den ersten Wochen seines Weimarer Aufenthalts, da die Wogen der Aufregung noch hoch gingen, spannen sich schon die engen Fäden für jene vertrauten Beziehungen zwischen dem jungen Fremden und der Baronin Josias von Stein, der Gemahlin des Oberstallmeisters am herzoglichen Hofe an, denen ein so berühmtes Schicksal zuteil werden sollte. Es wird daher jetzt unsere Aufgabe sein, die Lebensumstände und den Charakter dieser jungen Frau in nähere Betrachtung zu ziehen.

4. Frau von Steins Ursprung und Jugend.

Charlotte von Schardt war im Jahre 1742 einer noch jungen Adelsfamilie entsprossen, die jedoch bereits durch zwei Generationen im Dienst beflissene Höflinge aufzuweisen hatte. Ihr Vater war ein durchaus ehrenwerter Mann von nur gewöhnlichen Verstandesgaben, die jedoch mit gewissen Eigentümlichkeiten untermischt waren. Um zweierlei Neigungen zu frönen, der Repräsentationssucht und der unschuldigeren des Kunstsammlers, die ihm beide in gleichem Maße vorgeworfen wurden, hatte er sein und seiner Frau Vermögen aufs Spiel gesetzt. Von seinem Alter läßt sich ein komischer Zug berichten: Um imstande zu sein, mit einer faltenlosen Stirn an der Herzogstafel zu erscheinen, an der sein Amt ihm einen ständigen Platz einräumte, ließ er sich die Kopfhaut derart zusammenschnüren, daß sie Ballen bildete, die von der Perücke bedeckt wurden. Aus dem Munde der Herzogin-Mutter Amalia besitzen wir über dieses Original

eine typische Schätzung. Nachdem sie seiner Ehrlichkeit Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, fügte sie jedoch noch hinzu: „Aber es ist auch wahr, daß er kein Wirth ist, daß er einen großen Theil des zugesetzten Vermögens auf unnöthige Kleinigkeiten verwendet, daß er .... einen Aufwand gemacht, den er gar wohl großentheils entrathen können, und daß er sich also selbst in die schlechten Umstände gesezet."

Im Gegensatz zu ihm war Frau von Schardt — eine geborene Irving, deren Familie aus Schottland stammen soll — eine mit großen Vorzügen begabte Frau, die tapfer ihren schweren Pflichten nachkam und in den Prüfungen ihres Ehelebens und ihrer Mutterschaft durch eine echt protestantische Frömmigkeit unterstützt wurde. Sie besaß die unschuldige Vorliebe für Schäferromane und Schäferliedchen. Die gediegensten Eigenschaften ihres Wesens übertrug sie auf ihre Tochter Charlotte, die älteste von elf Kindern, von denen nur fünf am Leben blieben und keins außer Charlotte in irgendwelcher Weise bemerkenswert wurde. — Aus der Zahl ihrer gleich mittelmäßigen Brüder und Schwestern, von denen einige sogar des Vaters Absonderlichkeiten geerbt hatten, sonderte man sie gewöhnlich ab, ohne ihr jedoch einige Ähnlichkeit mit ihren Geschwistern absprechen zu können. Eine Schilderung derselben werde ich jetzt in großen Zügen geben:

Der älteste der Söhne, Ernst Karl, war ein beschränkter und schablonenmäßiger Verwalter, doch gewissenhaft und zuverlässig. Er wurde in der Folge der Mann jener Sophie von Bernstorff, die an der Seite ihrer Schwägerin Charlotte in der klassischen Zeit Weimars eine gewisse Rolle zu spielen berufen war und von den Steins mit dem liebevollen Namen „die kleine Tante" bezeichnet wurde. — Der zweite Schardt, Louis, widmete sich dem Soldatenstande, der für diesen Edelmann zu einer ausschließlichen Paraderolle in den Vorzimmern des Weimarer Hofes wurde. Als Darsteller komischer Tänze trat er besonders hervor und wurde dieser „Kapriolen" wegen bemerkt, um dann sein Leben mit einer sinnlosen Heirat, die

sein Wesen in einem verdächtigen Licht erscheinen ließ, zu beenden. — Die jüngste Tochter Amalie, in der Familie „Malchen“ genannt, war leider beschränkten Geistes und mußte in einem protestantischen adligen Stift ihr Leben beschließen. — Louise von Schardt endlich war sehr schön, doch wenig begabt, sie ging die sonderbarste Ehe ein, indem sie den Baron Karl von Imhoff, einen Edelmann aus der Nähe von Nürnberg, heiratete.

In seiner Jugend war dieser Herr für Marianne Chapusset, die sehr hübsche Tochter eines einfachen, in Deutschland ansässigen, französischen Feldwebels in Leidenschaft entbrannt. Er heiratete sie gegen den Willen seiner Angehörigen, die nun ohne Säumen dem jungen Paar den Lebensunterhalt abschnitten. Daraufhin eilten die Turteltauben nach London, wo der junge Ehemann vom Ertrag seines Pinsels zu leben hoffte, da er ein gewisses Talent für Miniaturmalerei besaß. Seine Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch. In Gesellschaft seiner Frau und eines Sohnes von achtzehn Monaten (dem späteren englischen General, bekannt unter dem Namen Sir Charles Imhoff), schiffte er sich dann nach Indien ein, um dort sein Glück zu versuchen. Er trifft es wirklich, doch in ganz unerwarteter Weise: Auf demselben Schiff, das die Imhoffs trug, befand sich auch der berühmte, zu jener Zeit siebenunddreißigjährige Warren Hastings. Dieser verliebte sich in die schöne Marianne, die vermutlich dieser neuen Liebe gegenüber nicht gefühllos blieb. Zwischen beiden Männern kommt es nun zu einer Aussprache, die zu dem eigentümlichsten Vertrag führt: Imhoff läßt sich seine Frau und seinen Sohn abkaufen und läßt sie sich so teuer durch den britischen Nabob bezahlen, daß er bald danach selbst mit den Allüren und dem Ruf eines Nabobs in seiner Heimat wieder auftauchen kann. — Gesetzlich von seiner ersten Frau geschieden, mit der er übrigens im besten Einvernehmen bleibt, heiratet er Louise von Schardt, um sie recht unglücklich zu machen und sie nach seinem Tode in ziemlich beschränkten Verhältnissen zurückzulassen. —

Wenden wir uns nunmehr Charlotten zu, die, vollständig

mitgiftslos, 1758, also in ihrem sechzehnten Lebensjahre, bei der Herzogin-Regentin von Weimar Hofdame wurde. Den Herzog Karl August, der damals noch in der Wiege lag, hat sie auf ihren Armen getragen. Gezwungen, einer Prinzessin von phantastischem, ja zuweilen hartem Wesen zu dienen, hat sie sich frühzeitig an ein stoisches Entsagen gewöhnt und sich eine starke Selbstbeherrschung angeeignet, wobei ihr allerdings auf diesem dornenvollen Wege die Vorurteile ihrer Kreise ebensosehr eine Stütze boten, wie ihr Stolz auf ihre vornehme Herkunft, die man sie als eine Art göttlicher Erhöhung auf Erden zu betrachten gelehrt hatte. — Die Psychologen, die uns in jüngster Zeit eine vollkommen aristokratische Kultur offenbarten, diejenige des alten Japan, geben uns Aufschluß über die stummberedte Sprache des berühmten japanischen Lächelns, das Lafcadio Hearn insbesondere einer so tiefgründigen Analyse unterzog. Das Lächeln, das sich nunmehr auf die Lippen von Fräulein von Schardt dauernd niederließ, mußte eine ähnliche Nuance mit einer von Bitterkeit leicht gefärbten Grazie besitzen, und Goethe sollte noch mehr als einmal in die Lage kommen, von diesem Lächeln viel zu lernen.

Was wissen wir indessen von Charlottens äußerer Erscheinung während ihrer Jugendzeit? Im Grunde genommen nur recht wenig, denn die meist von ihrer eigenen Hand gefertigten mittelmäßigen Porträts, die wir besitzen, beziehen sich alle auf einen späteren Lebensabschnitt. Daß sie nicht groß war, steht fest. Gegen ihr dreißigstes Jahr, zwei Jahre vor ihrem Zusammentreffen mit Goethe, beschreibt sie Zimmermann, auf dessen Rolle in ihrem Geschick ich später zurückkommen werde, in einem Brief an Lavater in folgender Weise: „Sie hat überaus große schwarze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. Ernst, Sanftmut, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine, tiefgegründete Empfindsamkeit sieht jeder Mensch beim ersten Anblick auf ihrem Gesichte. Die Hofmanieren, die sie vollkommen an sich hat, sind bei ihr zu einer sehr seltenen hohen Simplizität veredelt.

„Sie ist sehr fromm und zwar mit einem rührend schwärmerischen Schwung der Seele. Aus ihrem leichten Zephirgang und aus ihrer theatralischen Fertigkeit in künstlichen Tänzen würdest du nicht schließen, was doch sehr wahr ist, daß stilles Mondlicht und Mitternacht ihr Herz mit Gottesruhe füllt.

„Sie ist einige und dreißig Jahre alt, hat sehr viele Kinder und schwache Nerven. Ihre Wangen sind sehr rot, ihre Haare ganz schwarz, ihre Haut italienisch wie ihre Augen. Der Körper mager; ihr ganzes Wesen elegant mit Simplizität." — Mit dieser Beschreibung, die übrigens der Gründlichkeit nicht entbehrt und in keinerlei Weise durch das spätere Schicksal Frau von Steins beeinflußt sein konnte, da sie ihrem Zusammentreffen mit Goethe voraufging, müssen wir uns begnügen. Die auf eine Einladung Goethes gegen Ende des Jahres 1775 in Weimar weilenden Brüder Stolberg wissen über Charlotte nur zu sagen, „ein allerliebstes, schönes Weibchen". Im Gegensatz hierzu behauptet Schiller von ihr später, im Jahre 1787, „schön kann sie nie gewesen sein..." Doch zu jener Zeit war sie bereits 45 Jahre alt und hatte soeben durch Goethes Flucht nach Italien den größten Kummer ihres Lebens erlitten; wir dürfen daher diese Wertschätzung aus dem Munde des zweitgrößten deutschen Dichters nicht ohne Vorbehalt entgegennehmen. Zudem — und das ist eine höchst typische Beobachtung Professor Engels — ist es bemerkenswert, daß Goethe bei jenen Frauen, die ihn nacheinander anzogen, der körperlichen Schönheit im eigentlichen Sinne fast stets eine sanfte Anmut und Güte vorzog. Schon als Jüngling schrieb er seiner Schwester aus Leipzig folgendes, und zwar französisch: „Pour la beauté, elle ne me touche pas, et vraiment toutes mes connaissances sont plus bonnes que belles."

Zur Vervollständigung der Urteile über Frau von Steins äußere Erscheinung fügen wir noch hinzu, daß uns mehrere jener „Silhouetten" erhalten sind, die die Zeichner jener Zeit so geschickt nach den Zügen auszuschneiden verstanden. Wir erblicken Charlotte da, ebenso wie ihre Schwester, die schöne

Louise von Imhoff, unter jenen ungeheuren Haartrachten oder Hüten à la Louis XVI., die die Malerin Vigée-Lebrun auf ihren Bildern so köstlich wiederzugeben verstand, und dennoch wissen diese so allgemein gehaltenen Urkunden von Vornehmheit und verführerischem Zauber zu erzählen.

5. Josias von Stein.

Vermöge ihrer großen, sanftblickenden Augen und ihres milden Ernstes machte Fräulein von Schardt im Alter von zweiundzwanzig Jahren eine glänzende Heirat. Sie wurde von dem Baron Josias von Stein-Kochberg, dessen Adel weit älter als der ihrige war, ausgezeichnet. Er zählte nur sieben Jahre mehr als sie und besaß aus den Erträgen seiner Güter ein ziemliches Vermögen, zu dem bald darauf die Einkünfte kamen, die ihm seine ehrenvolle Stellung am Hofe als Oberstallmeister des Herzogs von Weimar einbrachte. Sein Erbgut Kochberg, ungefähr sieben Meilen von Weimar in gebirgiger Gegend gelegen, war ein Lehen mit hoher und niederer Gerichtsbarkeit, dessen Ertrag, trotz des großen Gebietes, das sich bis dicht an den Umkreis des benachbarten Rudolstadt erstreckte, nur gering war. Sein aus dem zwölften Jahrhundert stammendes, leicht modernisiertes Schloß besaß ein noch stolzes Ansehen.

Wenn Frau von Stein eine historische Gestalt ist, deren Wesentlichkeit ganz zu ergründen schwer bleibt, so bildet Herr von Stein für die Nachwelt ein zweifellos weit weniger anziehendes, jedoch gleichsam die Neugier reizendes Rätsel dar. Als Goethes glühende Briefe an Charlotte zu öffentlicher Kenntnis gelangten, war man geneigt, Josias, der dem Verehrer seiner Frau als Freund zugetan war, entweder für einen lächerlichen Tölpel oder für einen höchst gefälligen Ehemann zu halten. Man erkannte jedoch bald ganz bestimmt, daß er weder das eine noch das andere gewesen war, da er sich bei Lebzeiten einer allgemeinen Wertschätzung erfreut hatte. Er sprach fließend französisch, musizierte mit Geschmack, war imstande seine Rolle

an den Tanzvergnügungen bei Hof mit Erfolg durchzuführen und zur Not als Schauspieler aufzutreten, hauptsächlich jedoch zeichnete er sich als Sportsmann, Jäger und Pferdekenner aus, wie es sein öffentliches Amt von ihm voraussetzte. Als Karl August großjährig wurde, ließ ihm seine Mutter bei Besetzung der Oberstallmeisterstelle die Wahl zwischen dem damals vierzigjährigen Stein und einem anderen Edelmann aus ihrer nächsten Umgebung. Der junge Herzog traf seine Entscheidung mit folgenden Worten: „Liebe Mama, geben Sie mir Stein! Ich habe ihn stets von meiner frühesten Jugend an lieb gehabt. Es wird mich sehr freuen, ihn immer um mich zu haben.“ Wie man zugeben wird, ist das ein einigermaßen ins Gewicht fallendes Urteil.

Aus einem Leipziger Brief Goethes an Charlotte werden wir später ersehen, daß er auf seiner Reise zu seiner größten Freude mit Stein zusammengetroffen ist; und das zwischen den beiden Männern obwaltende Vertrauen wird so groß, daß der Dichter sich bereitfinden läßt, Karl von Stein, dem ältesten Sohn aus der Ehe Charlottens mit Josias, einen Brief zu schreiben, um dem jungen Studenten — im Namen seines Vaters seine Verschwendungssucht vorzuhalten. Dieser selbe Karl, ein unabhängiger und aufrichtiger Charakter, gradsinnig und fröhlich, hebt in den Briefen seines Mannesalters mehr als einmal und nicht ohne merkliche Rührung die Güte des Barons Josias anerkennend hervor; nicht minder seine völlige Uneigennützigkeit, mit der er den Unterhalt des Hauses bestritt, ohne je daran zu denken, auch nur einen geringen Teil seiner Besoldung für sich selbst zurückzubehalten.

Nichtsdestoweniger wurde Charlotte an der Seite dieses gutgearteten und gutwilligen Gatten nicht wirklich glücklich. Vielleicht zum Teil durch eigene Schuld! Möglich ist dies, denn Duldsamkeit und Charaktergröße wurden ihr erst im Alter zu eigen, und aller Wahrscheinlichkeit nach mußte ihr anfangs dieser Landedelmann etwas platt vorkommen. In einem Brief an ihre Schwägerin, Ernst Schardts Gattin, berichtet sie eines Tages, daß sie sich während eines einsamen Spazierganges in

den Wäldern von Kochberg verirrt habe, verwahrt sich aber dagegen, daß jene ihrem Manne etwas davon mitteile, „um dessen clownschen Witz zu vermeiden.“ Eine Reserve, die auf die allgemeinen Beziehungen der Ehegatten zueinander ein beredtes Licht wirft. Und beim Tode ihres Mannes schreibt sie ohne Rückhalt an ihre Söhne: „nachdem ich mit Eurem Vater ihrer (der Tage) so wenige glücklich gehabt habe.“ Dann heißt es wieder: „Ich habe mir auch in meiner Jugend ein phantastisches Bild gemacht wie ein Ehe-Mann ganz anders seyn müsse als ihn die Natur gemüthet hat und schwerlich geht ein Mann in alle unsere Leiden ein.“

Zudem mußte sie schon früh zur Einsicht gekommen sein, daß ihr Mann Wunderlichkeiten zuneigte oder wenigstens, daß er einen geistigen Defekt besaß; denn Steins Gehirnleiden, dem er gegen Ende seines sechzigsten Lebensjahres erlag, veranlaßt sie zu der Bemerkung: „Es ist etwas, was mir nicht unerwartet kommt.“ In der Verwaltung von Kochberg findet sie ihn phantastisch und zugleich energielos, während er der Überzeugung war, seinen Untertanen und Pächtern nur Gutherzigkeit und Langmut zu erweisen. „Wie oft habe ich mich über des armen Stein unrichtigen Gang der Begriffe und Handlungen geärgert!“ schreibt sie mit einer gewissen charakteristischen Phrase. „Wie man seinen Kopf öffnete, fand man einen Knochen, der ihm ins Gehirn gewachsen war.“ Diese Abnormität, die man einem Sturz vom Pferde zuschrieb, den er in seiner Jugend erlitten hatte, war vielleicht wie Cromwells Sandkorn tatsächlich das bestimmende Etwas, das sich einem vollkommenen Eheglücke Charlottens entgegensetzte und so eine der entscheidendsten Episoden auf dem Gebiet der neuzeitlichen Moral vorbereitete.

Was Goethe anbelangt, der, wie wir bereits sahen, stets in den herzlichsten Beziehungen zu Josias von Stein blieb, so faßte er den vom Oberstallmeister auf ihn gemachten Eindruck schon im Jahre 1777, da ihre Freundschaft freilich erst von kurzer Dauer war, in seinem Tagebuch in folgender Weise zusammen: „Gutheit von Steinen. Warnung solches Menschen. Gut, aber

nur selten. Öfters ziehen sie einen in ihre arme, enge Vorstellung.“ Ein Urteil, das gut mit dem Charlottens übereinstimmt. Im Ganzen ein braver Landedelmann, durch die Launen der Liebe und des Zufalls einer feingeistigeren Natur von höherer Empfindsamkeit zugesellt — das war Stein. Und wenn Charlotte nicht wie Madame Bovary endet, so hat sie doch zweifellos zu Beginn der ersten romantischen Generation mindestens einige jener Seelenstimmungen kennen gelernt, die späterhin die Heldin der vierten Generation dieser gewaltigen, sentimentalen Bewegung zerquälten. Eine geistige Unvereinbarkeit mehr noch als eine solche des Charakters, das war der nagende Wurm, der in kurzer Zeit das Eheglück der jungen Baronin zerstörte, während doch ihre Zukunft durch das Schicksal so günstig vorbereitet erschien.

Übrigens folgten in ihrem Eheleben sieben Mutterschaften ziemlich aufeinander, die ihr in neun Jahren vier Töchter, die alle wenige Stunden nach der Geburt wieder starben, und drei überlebende Söhne, Karl, Ernst und Fritz schenkten. Diesen fortgesetzten Strapazen widerstand ihre Gesundheit nicht, und im Jahre 1774 sieht sie sich gezwungen, Pyrmont aufzusuchen, um aus seinen Heilquellen frische Kräfte zu schöpfen, und etwa von diesem Zeitpunkt an wird sich ihre Persönlichkeit deutlicher vor unseren Blicken zeigen. In diesem Badeorte verstand sie es, einige Freundschaften von Wert zu schließen, unter denen diejenige mit der Erbprinzessin von Braunschweig, einer ebenfalls unbefriedigten Ehegattin, die jedoch mehr Grund zur Klage hatte als Charlotte, die erste Stelle einnahm. Diese junge Frau fand so viel Gefallen an Charlottens Gesellschaft, daß sie ihr in der Folge das Anerbieten machte, die Erziehung ihres ältesten Sohnes zu übernehmen. Vor allem jedoch gewann Frau von Stein das Wohlgefallen eines damals berühmten Mannes, des Arztes Zimmermann, dessen Zeichnung ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften wir bereits einige Züge entnommen haben, und über dessen Charakter wir uns zunächst orientieren müssen.

6. Zimmermann.

Aus Brugg, in der Nähe von Bern gebürtig, hatte sich dieser Schweizer, ein Nacheiferer des bedeutenden Heilkünstlers Tronchin, durch einige philosophische Schriften bekannt gemacht, die ihn in Verbindung mit allen deutschen Denkern seiner Zeit brachten, mit Haller, Bodmer, Lavater und Wieland, während ihm einige berühmt gewordene Kuren eine riesige Praxis, hauptsächlich aus fürstlichen Häusern, zuführten. Bald wurde er in Hannover zum Leibmedikus des Königs von England ernannt, da jedoch Georg III. in seiner deutschen Residenz nie Aufenthalt nahm, so gewährte ihm diese Stellung volle Freiheit. Zimmermanns ernstes und gleichmäßiges Gesicht, die vollendete Vornehmheit seiner Haltung und seines Wesens verliehen ihm einen nachhaltigen Einfluß auf die moralische Verfassung seiner Patienten. Und trotzdem war dieser Nervenarzt um 1773 selbst ein Neurastheniker, der durch eine schmerzhafte Darmoperation erschöpft, und durch das unausgesetzte Überlaufenwerden von seiten seiner Kranken am Ende seiner Kraft war. Goethes „Dichtung und Wahrheit“ weiß uns von seiner Durchreise durch Frankfurt während des Sommers 1775 zu berichten, wo er bei den Eltern des Dichters gastliche Aufnahme fand, und diesen Blättern haben wir auch die überraschende Entdeckung zu verdanken, daß sich ein wahrer Haustyrann unter dieser so bezaubernden Persönlichkeit verbarg. Sein Sohn wurde frühzeitig irrsinnig, und seine Tochter fühlte sich bei ihm in so hohem Grade unglücklich, daß sie die Frau Rat um Aufnahme anflehte, um so der täglichen Marter zu entgehen, die sie unter dem väterlichen Druck erlitt.

Diese ganz aus Eigenheiten und Widersprüchen bestehende außergewöhnliche Persönlichkeit nahm nun an Charlotte von Stein das lebhafteste Interesse; war doch Zimmermann, dank eigener Erfahrungen, mehr als jeder andere imstande, ihr die moralische Depression nachzufühlen, die gerade infolge ihrer banalen Ursachen um so schmerzhafter sein mochte. Übrigens

— und das wollen wir sofort bemerken — nahm diese Depression bei ihr nur für eine kurze Dauer einen bedenklichen Charakter an; denn wie wir bald sehen werden besaß sie von Natur einen energischen Charakter und, wenn sie auch nicht dazu gelangte, das Leben in rosigem Lichte zu betrachten, so wußte sie demselben doch fest ins Antlitz zu blicken. In der Tat erreichte sie auch ein hohes Alter, ohne je unter der Last von wiederholten Prüfungen der verschiedensten Art zusammenzubrechen. Zimmermann selbst muß den Zauber der Baronin aufs nachhaltigste empfunden haben, um ihr noch zwei Jahre nach jenem ersten Zusammentreffen schreiben zu können: „Überall, wo ich war, Madame, in Deutschland, in Frankreich, in Genf, habe ich Gelegenheit gehabt, von Ihnen zu reden!“

Indessen hatte der am Weimarer Hof diensttuende Knebel, — der früher preußischer Offizier gewesen war und in dem zugleich ein romantischer Dichter steckte — als er im Dezember 1774, bald nach seinem ersten Besuche bei Goethe, wieder nach Weimar zurückkam, über die fesselnde Persönlichkeit des jungen Schriftstellers zu Frau von Stein gesprochen. Brieflich wendet sich diese nun an Zimmermann, um ihm ihre Neugierde in bezug auf Goethe zu gestehen: „Haben Sie den Clavigo gelesen?“ fragte sie. „Der ist vortrefflich.“ Vom „Werther“ fügte sie hinzu, daß in ihrem Kreise das Buch für gefährlich gehalten würde; daß aber Wieland diese Dichtung rühme, obwohl ihn Goethe in einer einige Jahre zuvor veröffentlichten Satire persönlich hart angegriffen habe. Zimmermann antwortete ihr am 19. Januar 1775, indem er dem „Clavigo“ jeden Wert absprach, den „Werther“ jedoch in den Himmel hob. Er fügte hinzu: „Sie wollen, daß ich Ihnen von Goethe rede? Sie möchten ihn sehen? Ich werde Ihnen bald von ihm erzählen. Aber, arme Freundin, Sie bedenken nicht! Sie wünschen ihn zu sehen und Sie wissen nicht, in welchem Maße dieser liebenswürdige und bezaubernde Mensch Ihnen gefährlich werden könnte.“ Diesem Briefe hatte der Doktor einen Schattenriß des jungen Dichters „mit der Adler-Physiognomie“ beigefügt,

wie er sich in seiner bilderreichen Sprache ausdrückte. Dann fährt er fort: „Er ist ein großes Genie, aber ein furchtbarer Mensch. Eine Dame von Welt, die ihn oft gesehen hat, sagte mir: Goethe sei der schönste, lebhafteste, ursprünglichste, feurigste, stürmischste, sanfteste, verführerischste und für das Herz einer Frau gefährlichste Mensch, den sie je in ihrem Leben gesehen.“ Das sind Samenkörner, die es selten verfehlen, in einer brachliegenden weiblichen Phantasie Wurzeln zu schlagen.

Wenige Monate später kommt er in seiner Korrespondenz auf dieses anregende Thema zurück und zwar, wie aus folgendem zu ersehen, in einer gewissen hartnäckigen Weise: „In Straßburg habe ich unter hundert anderen Schattenrissen den Ihrigen dem Herrn Goethe gezeigt. Hier sind die Worte, die er mit eigener Hand unter das Bild geschrieben hat:

„Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.“

„Niemals“, fährt Zimmermann fort, „hat man, nach meiner Meinung, von einem Schattenrisse mit mehr Genie geurteilt, niemals über Sie, Madame, mit mehr Wahrheit gesprochen. — In Frankfurt habe ich bei Herrn Goethe gewohnt, einem der außerordentlichsten und mächtigsten Genies, die jemals durch die Welt gegangen sind. Er wird Sie in Weimar sicherlich bald besuchen. Erinnern Sie sich dann, daß Alles, was ich ihm von Ihnen in Straßburg gesagt habe, *ihm drei Tage lang den Schlaf benommen hat.*“ Kamen in diesem Bericht einige schmeichelhafte Hyperbeln vor, wie sie zu jener Zeit üblich waren? Falls er jedoch in allen Punkten wörtlich zu nehmen ist, so besitzen wir in ihm eine der merkwürdigsten Voraussagungen für die Zukunft, die auf einer authentisch beglaubigten Urkunde fußt. Wie dem auch sei, so wird auch in diesem Falle eine Prophezeiung wieder einmal dazu beitragen, Ereignisse vorzubereiten, deren nahes Bevorstehen sie vorhersagt. Auf diese Weise hat Zimmermann zwischen Goethe und

seiner zukünftigen Egeria eine gewisse eigenartige Rolle gespielt, die eines intellektuellen Vermittlers, um nicht mehr zu sagen, und wir müssen ihm einen seltenen Scharfblick in Hinsicht auf die geheimnisvolle Seelenverwandtschaft zwischen zwei Wesen zuerkennen, die eher alles voneinander fernhalten mußte: Herkunft, Erziehung und Stand.

7. Charlottens erster Eindruck auf Goethe.

Unter dem unabweisbaren Bann dieses aus der Ferne wirkenden Mediums trifft einige Wochen später, anfangs November 1775, das junge Paar tatsächlich in Weimar zusammen. Seine hypnotische Einwirkung scheint zumindest auf einen von beiden einen blitzartigen Eindruck hervorgerufen zu haben, auf den anderen einen wenn auch weniger sichtbaren, deshalb jedoch nicht weniger charakteristischen. In Charlottens beiden Briefen vom Frühjahr 1776 an den hannoverschen Leibarzt kann man hierüber unschwer Aufschluß erhalten. Diese beiden Briefe, die erst in jüngster Zeit ans Tageslicht gebracht wurden, haben um so größere Bedeutung, als sie zugleich die ersten direkten Zeugnisse für den Charakter der jungen Frau bilden. Aus diesem Grunde verdienen sie in extenso wiedergegeben zu werden. Bis auf den Anfang des ersten, der französischen Wortlaut hat, sind sie deutsch geschrieben.

A Weimar, ce 6e Mars 1776.

D'un jour a l'autre, cher ami, j'ai voulu vous ecrire et vous remercier de votre lettre du 29 Decembre de l'année passée et me voila presque un quart d'an, dans la présente, sans vous avoir payé le reste de ce que je vous devais de l'ancienne. Je serai a jamais malgré moi votre débitrice en tout jusqu'a la fin de ma vie.

Le retour du printemps, j'espère, vous rendra plus content de votre santé que vous ne l'étiez il y a quelques mois et vous tirera de cet abattement de l'âme qui est le pire de toute

et dont je sais aussi chanter quelque chose, avec cette difference que je n'ai rien à perdre comme vous autres génies. Dernièrement au soir et hier à midi, Wieland à soupé et diné chez moi et devient de bon cœur mon ami. Je dois son amitié à Goethe et le tout à vous."

„Ich könnte Ihn wohl mancherley politiſche Lieder hier ſingen, aber zu was? Nos souhaits pour Herder sont accomplis.

Goethe est ici un objet aimé et hai. Vous sentirez qu'il y a bien de grosses têtes qu'ils ne le comprennent pas. Louise (la duchesse) augmente pour moi de jour (en jour) en amitié, mais beaucoup de froideur entre les epoux. Pourtant je ne desespère pas: deux êtres si raisonnables, si bons doivent enfin s'accorder.

Au moment ou Goethe m'envoie votre billet, je vous ai déjà confessé mes peches. Adieu. Avant le depart de la poste, je vous dirai, cher ami, encore une fois bonsoir et bonjour."

„Ich komme jetzt Ihnen eine gute Nacht zu ſagen. Ich war den Abend im concert mit Goethe nicht, vor einigen Stunden war er bey mir gab mir for Sie das beygeſchloſſene Billet und war toll über Ihren Brief den er mir auch vorlas." (Wahrſcheinlich handelt es ſich hier um einen Brief voll Vorſtellungen über die Tollheiten, die zu Anfang ſeines Weimarer Aufenthaltes die öffentliche Meinung Goethen zuſchrieb und die dem jungen Dichter zur ſelben Zeit bereits jene andere Warnung von ſeiten Klopſtocks eingebracht hatte.) — „Ich vertheidigte Sie, geſtand ihm ich wünſchte ſelbſt er möge etwas von ſeinem wilden Weſen darum ihn die Leute hier ſo ſchieff beurtheilen, ablegen, daß im Grunde zwar nichts iſt als daß er jagd, ſcharffreit, mit der großen Peitſche klatſcht, alles in Geſellſchaft des Herzogs. Gewiß ſind das ſeine Neigungen nicht, aber eine Weile muß er's ſo treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann gutes zu ſtiften, ſo denk ich davon; er gab mir den Grund nicht an, vertheidigte ſich mit wunderbaren Grün-

den, mir bliebs als hätte er unrecht. Er war sehr gut gegen mich nennte mich im Vertrauen seines Herzens Du, das verwies ich ihn mit sanftesten Ton von der Welt sichs nicht anzugewöhnen weil es nun eben niemand wie ich zu verstehn weis und er ohne dies offt gewise Verhältnise aus dem Auge setz, da springt er wild auf vom Kanape, sagt ich muß fort, läufft ein paar mahl auf und ab um seinen Stock zu suchen, find ihn nicht, rent so zur Thüre hinaus ohne Abschied ohne gute Nacht; Sehen Sie, lieber Zimmermann so wars heute mit unsern Freund. Schon einige mahl habe ich bittern Verdruß um ihn gehabt das weis er nicht und sols nie wisen. nochmals gute Nacht.“ —

Wahrscheinlich weisen diese letzten Zeilen auf Vorstellungen hin, die Charlotte von seiten der Ihrigen in bezug auf die Wertherpose zu erdulden hatte, die Goethe anfangs ihr gegenüber sich gestattete, bevor ihr Einfluß ihn zu einer strengeren Selbstbeherrschung führte. Es ist bekannt, daß Frau von Schardt, Charlottens Mutter, es besonders für ihre Pflicht hielt, sie vor den „genialen“ Zutraulichkeiten des jungen Fremden gleich anfangs zu warnen. — Zwei Tage später greift Charlotte wieder zur Feder, um denselben Brief fortzusetzen: „Den 8 (März 1776). — Da haben Sie nun auch den guten Morgen, ich könnte Ihnen vor Abgang der Post auch noch eine gute Nacht sagen aber ich bin nicht zu Hauß den Abend, und noch den Vormittag muß ich mich von Ihnen trennen. Ich sollte gestern mit der Herzogin-Mutter zum Wieland gehn, weil ich aber fürchte Goethen da zu finden that ichs nicht. Ich habe erstaunlich viel auf dem Herzen daß ich dem Unmenschen sagen muß. Es ist nicht möglich mit seinem Betragen kömt er nicht durch die Welt; Wenn unßer sanffter Sittenlehrer gekreutzejet wurde, so wird dieser bitter zerhackt. Warum sein beständiges pasquillieren, es sind ja alles Geschöpffe des großen Wesens das duldet sie ja, und nun sein unanständiges Betragen mit Fluchen mit pöpelhafften niedern Ausdrücken. Auf sein moralisches, so bald es aufs Handeln ankommt, wirds vielleicht keinen Ein-

fluß haben, aber er verdirbt andre; der Herzog hat sich wunderbar geändert, gestern war er bey mir behauptete daß alle Leute mit Anstand mit Manieren nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten, wohl gab ich ihn zu daß mann in den rauhen Wesen offt den ehrlichen Mann fände aber doch wohl eben so offt in den gesitteten; daher er auch niemanden mehr leiden mag der nicht etwas ungeschliffenes an sich hat. Das ist nun alles von Goethen von den Menschen der vor tausende Kopf, und Herz hat, der alle Sachen so klar ohne Vorurtheile sieht so bald er nur will der über alles kann Herr werden was er will. Ich fühls Goethe und ich werden niemahls Freunde; auch seine Art mit unßerem Geschlecht umzugehn gefält mir nicht er ist eigendlich was man coquet nennt, es ist nicht Achtung genug in seinem Umgang.

Zerreißen Sie meinen Brief, es ist mir als wenn ich eine Undankbarkeit gegen Goethen damit begangen hätte, aber um keine Falschheit zu begehn will ichs ihm alles sagen sobald ich nur Gelegenheit finde. Leben Sie wohl, lieber Zimmermann und empfehlen mich unßern Freunden."

Dieser Brief ist ebenso reizend wie charakteristisch. Sein unzusammenhängender Stil, unter dem man zuweilen versucht ist, eine viel jüngere Frau, ja beinahe ein junges Mädchen zu vermuten, zeigt Scharfblick, guten moralischen Willen und Aufrichtigkeit. Goethes Stellung bei Hof und hauptsächlich seine Einwirkung auf den Herzog finden in ihm eine ebenso maßvolle wie scharfsinnige und vorausblickende Würdigung. Wer zwischen diesen schlicht natürlichen Zeilen zu lesen versteht, wird meines Erachtens nach die Feinheit jenes Zaubers empfinden, der Charlotten unbestritten zu eigen war. Es mögen an dieser Stelle einige Zeilen aus ihrem Briefe vom 10. Mai desselben Jahres 1776 folgen:

„Lieber Zimmermann ich bin böß auf sie; ich freue mich wie mir Goethe Ihren Brief giebt, und nun nicht ein Wort von Ihnen drinn. Auf Johanni kom ich nach Hannovre Sie zu sehn und geh alsden nach Pyrmont...

Mir gehts mit Goethen wunderbar, nach acht Tagen, wie er mich so heftig verlasen hat komt er mit einem Übermaas von Liebe wieder. Ich hab zu mancherley Betrachtungen durch Goethen Anlaß bekommen. Jemehr ein Mensch faßen kann, daucht mir, je dunkler, anstößger wird ihm das Ganze je eher fehlt mann den ruhigen Weg, gewiß hatten die gefallenen Engel mehr Verstand wie die übrigen.

Schreiben Sie mir nur ein Wort ob Sie um Johanni in Hannovre sind, oder laßen mirs durch Goethe sagen, Ich bin durch unßern lieben Goethe ins deutsch schreiben gekommen wie Sie sehn, und ich danks ihm, was wird er wohl noch mehr aus mir machen? den wen er hier, lebt er immer um mich herum: jetzt nenn ich ihn meinen Heiligen und drüber ist er mir unsichtbar geworden, seit einigen Tagen verschwunden, und lebt in der Erde fünff meilen von hier in Bergwerke... Ich weiß nicht ob ich Ihnen schon geschrieben daß Goethe und ich haben bey ihn (Wieland) zu gevater gestanden, unßer Pathgen ist ein liebes hübsches Mädchen, es sieht völlig aus wie eine Tochter die ich verlohren habe und die ich sehr liebte ich bilde mir ein sie ist bey Wielanden wieder auf die Welt gekommen, und drüber ist mirs nicht anders als wenns mein Kind wäre. Lenz, Goethes Freund ist hier, aber es ist kein Goethe... Gute Nacht lieber Zimmermann, ich bitt um vergebung wegen vielen unnützen Zeug daß ich geschwätz habe. —"

Ist dieser Brief auch in Wirklichkeit weniger bedeutend als der vorhergehende, so bringt uns diese trotzdem wertvolle Urkunde jene leidenschaftliche Freundschaft, von der jede Zeile durchdrungen ist, nahe. Verfolgen wir nunmehr die weitere Entwicklung dieser Empfindungen, die bereits nach kaum sechsmonatlichem Zusammensein in beider Seelen so starke Wurzeln gefaßt hatten.

3. Kapitel.

Die Erziehung eines Impulsiven zur Willenskraft.

1. In der Schule des öffentlichen Lebens.

Die soeben teilweise zitierten Briefe lassen uns bereits jenen erzieherischen und moralisierenden Hang empfinden, der tatsächlich der hervorstechendste Zug in Charlottens geistigem Wesen bleibt. Tritt man dem Studium ihres Charakters näher, so drängt sich einem unwillkürlich das Bild der Frau von Maintenon auf, trotz des großen Unterschiedes an Geisteskultur, der diese feine Moralistin des 17. Jahrhunderts, die die psychologischen Erfahrungen ihres großen rationalistischen und christlichen Jahrhunderts umfaßte, ihr weit überlegen sein läßt. Dafür aber kann man sie vielleicht in bezug auf Charakterstärke und ein gesundes Mißtrauen in die menschliche Natur der großen Marquise ebenbürtig zur Seite stellen! „Ich kann nicht instinktmäßig lieben, wie ich's bei Vielen sehe", schreibt sie eines Tages an ihren Lieblingssohn Fritz[1]), dem sie übrigens die rührendsten Opfer brachte! „Es verlangt mich nach Vollkommenheit, so viel es hier möglich ist," fährt sie fort, „in dem Gegenstand, der mich an sich zieht." Und dieses Bekenntnis, das, wörtlich genommen, fast verletzen könnte, besitzt wenigstens den Vorzug, jener seichten Gefühlsmoralität die Spitze zu bieten, die der Romantismus in Mode gebracht hatte. „Eine

[1]) Im Jahre 1801. Vgl. Düntzer, Charlotte von Stein. II. 142.

dauernde Liebe," so spricht sie sich etwas später aus, „kann nur, nach meinem Begriffe, durch das wechselseitige Bestreben, um des Anderen willen immer besser zu werden, sich erhalten[1]). Und dennoch hatte sie bereits zehn Jahre zuvor die bittere Erfahrung machen müssen, daß das Leben in seinem gewöhnlichen Gange derartige Bestrebungen zumeist schlecht belohnt. „Dabei habe ich aber wieder gesehen[2])," schreibt sie um 1793, „daß, wenn etwa eine dauerhafte Freundschaft sich einmal auszeichnet, sie mehr auf die Nachsicht gegen einander als beiderseitige Vollkommenheit sich gründet. Ich habe lange in der Welt die letztere gesucht, und endete mit der erstern."

Ja, einige Jahre zuvor war Goethe ihre glänzendste Erfahrung auf dem Boden einer Freundschaft gewesen, die auf dem Bemühen einer gegenseitigen Vervollkommnung fußte, wie er danach ihre schmerzlichste Erfahrung auf dem Gebiete einer Freundschaft jener anderen Art wurde. Und, was immer die jüngsten Verkleinerer Charlottens auch dagegen hervorbringen mögen, für den Dichter war diese erstere Freundschaft unbedingt die wertvollste, denn die tatsächlich oft übertriebenen Forderungen, die sie ihm gegenüber zu stellen sich nicht scheute, sicherten dieser willensstarken Frau den wirksamsten schöpferischen Einfluß auf die Seele dieses bedeutenden Menschen. Ein Einfluß, der sich bekanntlich zehn Jahre hindurch behauptete und in der Folge nicht aufzuheben war, ohne tiefe Spuren bei ihm zu hinterlassen.

Wieland, der frühere Erzieher des Herzogs, empfand sofort den Zauber seines jungen literarischen Mitbewerbers und Nebenbuhlers: sogar zur Zeit des tollsten Gebahrens während der ersten Monate seines Weimarer Aufenthaltes sprach sich Wieland über den Autor des Werther folgendermaßen aus: „Er hat bei aller seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und Savoir faire, als alle Hofschran-

---

[1]) Im Jahre 1803. Düntzer. II. 178.

[2]) Düntzer. I. 385.

zen, Schleicher und Kreuzspinnen zusammengenommen an Leib und Seele.“ Dies Taktgefühl sollte sich in der Tat nach einem flüchtigen Freiheitsrausch und einem unbekümmerten Sichgehenlassen bald vor aller Augen dokumentieren. „Ich will doch Herr werden!“ schreibt Goethe zu jener Zeit an Charlotte, und so wird von jetzt an sein „imperialistischer“ Wahlspruch lauten; vor allem aber wird er jetzt sein eigener Meister sein. Und tatsächlich findet das Streben nach Selbstbeherrschung in all seinen wunderbaren lyrischen Dichtungen aus jener Periode lauten Widerhall.

Und damit ist der Beweis erbracht, daß der Günstling Karl Augusts, ohne davon großes Aufheben zu machen, über die Mißbilligung, die ihm die öffentliche Meinung anfänglich zuteil werden ließ, über die Warnungen Klopstocks, Zimmermanns und endlich über die den Ausschlag gebenden Charlottens reiflich nachgedacht hatte. Infolge seiner bürgerlichen Herkunft und Erziehung bleibt er ein scharfblickender und zugleich die Zukunft vorsichtig abwägender Rechner, den unablässigen Aufregungen zum Trotz, die seinem genialen Temperament entspringen. Es kommt ihm bald zum Bewußtsein, daß ihm noch manches fehlt, um auf dem engen, ihm vom Schicksal angewiesenen politischen Schauplatz die von ihm ersehnte Rolle des reformatorischen Ministers spielen, im Kleinen einen Choiseul, einen Pombal oder einen Struensee vorstellen zu können. Schon die Briefe Charlottens an Zimmermann zeigen mit unverkennbarer Deutlichkeit, woran es ihm vor allem mangelt: an Kaltblütigkeit, an Haltung, an der Kunst, sich von seinen Augenblickseindrücken nicht beherrschen zu lassen, kurz an allem, was keinen Platz finden konnte in jenem romantischen Ideal, dem er ursprünglich anhing, in jener Hälfte eines vollkommenen Mannes, den er später, trotz aller anderweitigen Auslegungen, gewiß nicht ohne Wohlgefallen in dem Antonio Montecatino seines Tasso zeichnete. Dem Hang seiner empfänglichen und gefühlvollen Natur nachgebend, sucht er gleichwohl diese ihm täglich notwendiger dünkende Ergänzung seiner Erziehung nicht bei einem

Manne, sondern bei einer Frau, und sein Scharfblick läßt diese Wahl auf die Baronin von Stein fallen, die sich vorzüglich zum Mentor eignete, ohne zu viel Strenge in diese Rolle zu legen.

In Wilhelm Meisters Lehrjahren[1]), deren erste Kapitel unter der Einwirkung Charlottens, unter ihren Augen und oft von ihrer Hand geschrieben wurden, befindet sich ein Satz, der die Geistesverfassung des werdenden Staatsmannes um 1776 wiedergibt: es ist die Stelle, da Wilhelm an die kluge Aurelie folgende Worte richtet: „Die Ahnung meines schülerhaften Wesens, werte Freundin, ist mir öfters lästig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach innen als nach außen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im mindesten zu verstehen und zu begreifen.“ Ja, dem verhätschelten Knaben, dem zwischen guter und schlechter Laune schwankenden Studenten, den der geniale Wolfgang Goethe bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensalter vorstellte, jenes im höchsten Grade praktische und reale Leben zu offenbaren, das man Hofleben nennt — ein Leben, in dem der Kampf heftiger tobt als anderswo, weil der unmittelbare Erfolg geradenwegs zur Macht über Menschen und Dinge führt — das war Charlotte von Steins Aufgabe, die sie bewußt, willensstark und in geordneter Folge erfüllte.

2. Bei der Gräfin von Werthern.

Um sich von der Bedeutung jener durch Frau von Stein gepflegten moralischen Erziehung Goethes Rechenschaft geben zu können, ist die Beachtung der eigenen Kommentare des Dichters über eine lehrreiche Episode aus seinem Höflingsdasein

[1]) Buch IV. Kapitel 16.

geboten, nämlich über seinen Aufenthalt auf Schloß Neunheiligen gegen Ende des Winters 1781, wohin er in Gesellschaft von Karl August gefahren war. Die Schloßherrin, Gräfin von Werthern, eine geborene Stein (jene Steins von Nassau, die mit denen von Kochberg weitläufig verwandt waren) und Schwester jenes berühmten Staatsmannes, dem Preußen nach den Tagen von Jena seine Wiederherstellung verdankte, war eine in jeder Hinsicht vollendete Dame, deren begeistertster Verehrer der Herzog von Weimar selbst war. Dagegen war ihr Gatte ein recht widerwärtiger Sonderling. Übrigens hat das Paar im ersten Teil des „Wilhelm Meister“ im Bilde des „Grafen“ und der „Gräfin“ seinen Platz gefunden.

„Sie ist liebenswürdig“, schreibt Goethe an Charlotte am 8. März 1781, „einfach, klug, gut, verständig, artig pp alles was Sie wollen, und ihr ganzes Wesen ist recht gemacht mich an das zu erinnern was ich liebe.“ Behalten wir diese Gleichstellung der Gräfin von Werthern mit Charlotte im Gedächtnis, sie wird uns für die Folge von Nutzen sein. „Unsre arme schöne Wirthinn ist krank,“ schreibt der Gast weiter, „und trägts wie Frauen zu tragen gewohnt sind... Sie liebt den H(erzog) schöner als er sie und in diesem Spiegel hab ich mich beschaut und erkannt daß auch Sie mich schöner lieben als wir gewöhnlich können.“ Ich hebe diese Vergleiche Goethes besonders aus dem Grunde hervor, weil er sich etwas später in einer Weise ausdrückt, als käme ihm erst jetzt zum erstenmal die Ähnlichkeit zwischen der Gräfin Auffassung von Welt und Menschen und derjenigen seiner Freundin voll zum Bewußtsein. Wahrscheinlich empfand er mit lebhafterem Wohlgefallen bei einer ihm bis dahin weniger bekannten Frau jene Züge, die er bei der Baronin aus Gewohnheit nicht mehr so klar unterschied, weil sie ihm einst nicht so unmittelbar und mehr stufenweise entgegengetreten waren.

Hier folgen nun die Kommentare, die ihm seine junge Bekanntschaft mit Frau von Werthern eingibt: „Die Gräfinn hat mir manche neue Begriffe gegeben,“ schreibt er am 11. März

1781, „und alte zusammengedrückt. Sie wissen daß ich nie etwas als durch Irradiation lerne, daß nur die Natur und die größten Meister mir etwas begreiflich machen können, und daß im halben oder einzelnen etwas zu fassen mir ganz unmöglich ist! — Wie oft hab ich die Worte Welt, groß Welt, Welt haben usw. hören müssen und habe mir nie was dabey denken können, die meisten Menschen, die sich diese Eigenschaften anmaßten, verfinsterten mir den Begriff, sie schienen mir wie schlechte Musikanten auf ihren Fiedeln Symphonien abgeschiedner Meister zu kreuzigen, ich konnte eine Ahndung davon aus diesem und jenem einzelnen Lied haben, vergebens sucht' ich mir das zu denken was mir nicht mit vollem Orchester war produzirt worden." Der Vergleich ist typisch. Ja, durch Frau von Werthern glaubte er jene Symphonie der praktischen Moral mit vollem Orchester zu vernehmen, die er in der bescheideneren Form von Hausmusik bereits seit fünf Jahren allabendlich in der Intimität eines kleinen Kreises genoß, dessen Seele Charlotte war. Und das Vertrautsein mit dieser schlichten Musik trug viel dazu bei, ihm schließlich das Verständnis für jene vollendete Kunstfertigkeit zu erschließen, die ihm in Neunheiligen geboten ward.

„Dieses kleine Wesen", so lautet seine wörtlich abgegebene Erklärung, „hat mich erleuchtet. Diese hat Welt oder vielmehr sie hat die Welt, sie weis die Welt zu behandeln (:la manier:)." (Diese beiden letzten Worte stehen im Text in französischer Sprache.) „Sie ist wie Queckſilber das sich in einem Augenblick tausendfach theilt und wieder in eine Kugel zusammenläuft. Sicher ihres Werths, ihres Ranges handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance die man sehn muß um sie zu dencken. Sie scheint iedem das seinige zu geben wenn sie auch nichts giebt, sie spendet nicht, wie ich andre gesehn habe, nach Standesgebühr und Würden iedem das eingesiegelte zugedachte Packetgen aus, sie lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie die sie spielt daß sie nicht ieden Ton, sondern nur die auserwählten berührt... Was in ieder Kunst das Genie ist, hat sie in der

Kunst des Lebens... Sie kennt den größten Teil vom vornehmen, reichen, schönen, verständigen Europa... es kleidet sie alles was sie sich von iedem zueignet... Ich habe noch drey Tage und nichts zu thun, als sie anzusehn..."

Ist dieser Brief nicht ebenso scharfsichtig, wie entzückend und entschieden einer der vollendetsten, den Goethe geschrieben hat? Zugleich ist er aber auch ein Beweis für Charlottens weitherzige Gesinnung, da Goethe kein Bedenken trug, ihn an Charlotte zu richten. Man spürt aus ihm heraus, was die Baronin mit dieser verführerischen Gräfin Gemeinsames hatte, aber auch zugleich das, was sie von ihr schied, da man sich zwar Charlotte als Dame von Welt, jedoch von gemäßigterer Art vorzustellen hat, und nicht ausschließlich als eine Offenbarerin der feinsten Lebensart und der raffinierten Lebensweisheit. Goethe wird in Deutschland oft als „Lebenskünstler" bezeichnet. Diese obigen Zitate lassen mit Leichtigkeit jene Schule erkennen, in der er diese vorherrschenden Anlagen seines allumfassenden Geistes entwickelte.

Das Studium seines Briefwechsels mit Frau von Stein macht ein Verfolgen seiner fortschreitenden Umwandlung in allen Stadien möglich. Unter der Einwirkung dieser hervorragend rationellen Moral, der sogenannten Weltkunst, wie sie auf den Höhen des Lebens geübt wird und daselbst als Gesetz festgelegt ist, lernt der ehemalige regellose, stets erregte Wertheriaaner, der sich und anderen zur Last wird (wie er sich selbst einmal schildert), sich zu überwinden und sich im Zaum zu halten. Er spricht von seinem Leben als von einem, in dem er täglich sich übe und wachse, manches Gute für die Zukunft hoffe, und täglich reicher werde durch Hingabe seiner selbst: „So vermehrt sich's täglich, und ich verschleudre nichts." Die hier lautwerdende stoische und in erster Linie christliche Moral ist nicht nur diejenige Senecas und Marc Aurels, sondern zugleich auch die François de Sales' oder Fenelons. Jetzt beginnt der Ratgeber des Herzogs von Weimar auch, seinem eigenen Geständnis nach, die Menschen kennen zu lernen und von ihnen nicht mehr

zu „verlangen, als sie geben können“. Sein Glaube an die natürliche Güte, jene Grundlage der mystischen Psychologie, die zugleich diejenige des Rousseauschen Romantismus bildet, ist somit erschüttert, da in der realistischen Atmosphäre eines Ministeriums derlei Illusionen nur kurze Lebensdauer haben. Und der Dichter, den uns Charlotte noch soeben scheinbar völlig durch Reiten, Jagen und Schlittschuhlaufen gefesselt zeigte, hat sich frischweg den Geschäften zugewendet; aber auch den Herzog hat er dazu vermocht, seinem Beispiel zu folgen, und in Kürze wird alle Welt dem von ihm bewiesenen guten Willen, seiner Ausdauer, seinem wohltätigen Einfluß auf die Geistesrichtung des Fürsten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die „Reinheit“ wird nun sein Ideal, ein Wort, das in seinem Briefwechsel aus jener Periode stets wiederkehrt. So schreibt er an Charlotte im August 1779: „Möge die Idee des Reinen, das sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“ Jetzt geht in seinem hervorragenden, doch turbulenten psychischen Organismus eine ganze Reihe von wunderbaren Umwälzungen vor: In einem Briefe an seine Mutter vom selben August 1779, der ihr seinen Besuch in Frankfurt ankündigt, faßt er sein Streben in prägnanter Weise zusammen: „Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben (ein Hinweis auf seine einstige traurige Rückkehr aus Leipzig, Straßburg und Wetzlar) wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, (einige Tage später wird er seinen dreißigsten Geburtstag feiern) aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewahrt hat. Wenn ich euch vergnügt finde, werd' ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet.“ Zweifellos ist dies einer der Höhepunkte von Goethes auf- und niedersteigendem moralischen Empfinden.

3. Das Frühjahr 1781.

Ohne besonders bemerkenswerte Ereignisse gehen in dieser Weise die fünf ersten Jahre von Goethes Aufenthalt in Weimar dahin. Die Briefe an Charlotte beschränken sich in dieser Zeit auf herrliche lyrische Improvisationen oder auf kurze Gelegenheitsbillette, bis dann die Schweizerreise folgt, die er gegen Ende des Jahres 1779 mit dem Herzog unternimmt. Jetzt geben ausführliche Briefe der Freundin Bericht über die Marschroute der Reisenden und über alle Vorkommnisse auf ihrem Wege, während kleine Billetts einen feurigen Ton tragen; ihr Inhalt ist jedoch zumeist unbedeutend, da naturgemäß vertraute und intime Mitteilungen unter so nahe beieinander wohnenden Nachbarn mündlich ausgetauscht werden. Auf den Vergnügungen bei Hof erblickt man sie Seite an Seite, zum Beispiel auf jener Karnevalsredoute[1]), bei welcher der große Aufzug des Winters mit seinem Gefolge dargestellt wurde, in dem Goethe in grauem Taffet den Schlaf darstellte, die Freundin die Nacht, ihr Gatte den Wein, ihr Ernst eines der vier Temperamente, und der Herzog als Spanier in glänzender Tracht den Chor der Masken anführte. — Daß die ebenso schöne als gute lyrische Künstlerin Corona Schröter zu jener Zeit neben der Gattin des Oberstallmeisters einen Platz von einiger Bedeutung in Goethes Dasein einnimmt, beweist uns sein Tagebuch, das über häufiges Zusammentreffen mit der Sängerin zu berichten hat. Charlottens Verkleinerer haben sich zu der Behauptung verstiegen, die Baronin habe aus Eifersucht auf ihre gefährliche Nebenbuhlerin ihrem jungen Freunde endlich ihre Tugend geopfert, um ihn desto sicherer an sich zu fesseln. Ihr ausführlichster Biograph Düntzer hat jedoch in einem eigens zu diesem Zweck veröffentlichten Buche[2]) diese Behauptung widerlegt, die

[1]) Düntzer. Charlotte von Stein. I. 147.

[2]) H. Düntzer. Charlotte von Stein und Corona Schroeter. Stuttgart 1876.

in der Tat ernstlich durch nichts bestätigt zu sein scheint, was ich in der Folge noch weiter erläutern werde.

Jedenfalls steht es fest, daß im Winter 1781 diese nun schon mehrere Jahre andauernden Beziehungen Goethes zu Frau von Stein eine wieder auffrischende Herzlichkeit erfuhren, deren Ursachen auf den ersten Blick nicht klar erkennbar sind. Demnach wird ihnen sorgfältig nachzuspüren sein und zwar in Goethes Briefwechsel, dem einzigen Zeugnis, dem ohne Vorbehalt Glauben zu schenken ist. — Diese neue Ära scheint kurz nach Goethes Aufenthalt auf Schloß Neunheiligen eingetreten zu sein, nach jenem bereits erwähnten Besuch, der ihm die Lebensweisheit und den psychologischen Scharfblick der großen Welt in so nutzbringender Weise vermittelt hatte. Bereits zu Beginn dieser Reise wird der Ton in seiner Korrespondenz mit Charlotten merkbar ruhiger: seine Briefe werden weniger feurig und abgerissen, statt dessen ausführlicher und voll sanften Vertrauens. Er preist sich glücklich durch diese angenehme Fahrt der täglichen Sorgenlast der Geschäfte enthoben zu sein. So schreibt er: „Die Reise, die Entfernung von aller gewohnten Plage thut mir gar sehr wohl, ich fühle daß ich noch immer bey mir selbst bin, und daß ich von dem Grundstock meines Vermögens nichts zugesetzt habe.“ Auch stellt er zwei Gleichnisse nacheinander auf, die nicht besonders zart, doch charakteristisch sind und dem mildernden, moralischen Einfluß gerecht werden, den er seiner Freundin zuschreibt. „Ich habe mein Herz einem Raubschlosse verglichen das Sie nun in Besiz genommen haben, das Gesindel ist draus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache werth, nur durch die Eifersucht auf den Besiz erhält man die Besizthümer. Machen Sie's gut mit mir und schaffen Sie gottseelig den Grimmenstein in Friedenstein um. —“ In einem zweiten noch pedantischeren Vergleich über den Einfluß seiner Freundin auf seine Moral meint man den einstigen Wetzlarer Praktikanten zu vernehmen: „Sie seyen mir was einer Kayserlich Komission den Reichsfürsten ist. Sie lehren mein überall verschuldetes Herz haushälterischer werden, und in einer reinen Einnahme und Ausgabe sein Glück finden.“

Auch hat er erkannt, daß Charlotte ihn besser liebt, als er sie liebt, und gutgelaunt fügt er hinzu: „Doch ich geb es nicht auf ich fühle mich zum Streit aufgefordert, und ich bitte die Gracien daß sie meiner Leidenschafft die innre Güte geben und erhalten mögen aus der allein die Schönheit entspringt. Behalten Sie ia was Sie mir gutes zu sagen haben, auch mir haben die Geister der Welt viel nützliches ins Ohr geraunt, haben mir über mich und andere schöne Eröffnungen gethan. Donnerstags Abends hoff ich Sie allein zu finden, hoffe die ersten Stunden ganz bey Ihnen zu seyn!"

Unterziehen wir nunmehr jene Ereignisse einer genauen Prüfung, die diese von beiden Seiten so ungeduldig erwartete Rückkehr begleiteten und die, wie Charlottens Widersacher versichern, ihren Fall beschleunigt hätten. — In den ersten acht Tagen tragen Goethes Briefe den gleichen Ton jener sanften Zuneigung, die zu dieser Epoche seines Lebens ihre gewöhnliche Färbung bildete. In keinerlei Weise läßt diese ruhige Schreibweise darauf schließen, daß die Liebenden, durch die Trennung gerührt, einander ohne Zögern in die Arme gefallen wären. Dann, am Donnerstag den 22. März 1781 schreibt er: „Der erste Frühlingsregen wird unsrer Spazierfahrt schaden. Die Pflanzen wird er aufquellen, daß wir bald des ersten Grüns uns erfreuen werden. Wir haben noch so keinen schönen Frühling zusammen erlebt, möge er keinen Herbst haben. —" Darauf folgt am nächsten Tage, nach der im Brief vom 22. erwähnten Spazierfahrt: „Sagen kann ich nicht, und darfs nicht begreifen was deine Liebe für ein Umkehrens in meinem innersten würkt. Es ist ein Zustand den ich so alt ich bin noch nicht kenne. Wer lernt aus in der Liebe. Adieu. Gott erhalte dich. Hier ist ein Brief an Lenzen, du wirst daraus sehn was und wie du ihm zu schreiben hast. Adieu." Endlich folgt das Billett vom selben Morgen: „Mein Vorsaz ruhig zu bleiben wird wieder gestört, der Herzog hat mich zur Tafel gebeten, indeß will ich früh fortfahren. Zum Mittag

schick ich Ihnen ein Stück Wildpretsbraten, den ich gerne mit Ihnen verzehrt hätte. Adieu meine Neue.

Hier ist auch das Netzgen, schicken Sies nachher d(er) Waldner (Hofdame der Herzogin Luise)."

Das sind die wesentlichsten Aktenstücke mitsamt dem Schwerpunkt in diesem Falle. Diese doppelsinnige Bezeichnung „meine Neue" ist das belastende Moment, das die Feinde ihrer Tugend gegen sie ausspielen, und um das Ströme von Tinte am rechtsrheinischen Ufer vergossen wurden. Ist es nun ein Beweis oder nicht für den Fall der Baronin? Und wenn nicht, von welcher Art kann dann trotz der fünfjährigen Beziehungen Frau von Steins zu ihrem Freunde dieses Neue gewesen sein? Das ist ein Problem, dessen Erörterung eine Pflicht ist, da von seiner Lösung Charlottens moralisches Ansehen abhängt.

4. „Meine Neue!"

Zu allererst ist der besonders ruhige Ton jener drei Billette hervorzuheben, die dieses vielsagende Beiwort umrahmen. Das Sie wechselt mit dem Du ab, wie es der Gewohnheit des Dichters entspricht. Der Brief an Lenz, das Stück „Wildpretsbraten", das für die Hofdame bestimmte „Netzgen" finden in ihnen in natürlichster Weise Platz. Ist dies wohl die Sprache eines Liebhabers, der nach einer Wartezeit von $5^1/_2$ Jahren endlich auf der Höhe einer erfüllten Sehnsucht steht? — Kann diese plötzliche Anrede „meine Neue" nicht auf einen ganz nebensächlichen Vorfall Bezug haben, etwa auf einen im Laufe der Spazierfahrt am 22. von den Liebenden ausgesprochenen Satz, auf ein Wort, das infolge seines starken Eindrucks auf Goethe ihm am nächsten Tage wieder ins Gedächtnis zurückkehrte? Vielleicht durch einen banalen Vergleich zwischen ihrer durch die Trennung verjüngten Zuneigung und der lieblichen Erneuerung in der Natur, die ein frühzeitiger Lenz erweckte?

Blickt man genauer hin, so ist eine neue Tatsache unverkennbar, die kurz vorher in Wirklichkeit zwischen den beiden

Weimarer Spaziergängern stattfand. Aus Neunheiligen hatte Goethe am Tage vor seiner Rückkehr, am 12. März, jenen Satz geschrieben, der in der Folge sein beunruhigtes Gewissen schwer bedrückt haben mag: „Ich wollte daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesezlich zu eigen machte, wie werth sollte es mir seyn. Und mein Noviziat war doch lang genug um sich zu bedencken.“ Eine Stelle, die Charlotte später voll Bitterkeit mit eigener Hand in dem Originalbrief unterstreichen sollte, als sie zu der Einsicht gelangen mußte, daß derjenige, der dieses feierliche Gelübde einst so spontan gegeben, es nun vollständig aus seinem Gedächtnisse gestrichen hatte. Falls Charlotte, was nicht zu verwundern wäre, diese so charakteristischen Worte ihres Freundes ernst genommen hätte — warum sollte sie dann für ihn nicht dank der vermehrten Zuneigung und Herzensergießung am Tage nach einer solchen geistigen Heirat eine neue Frau bedeutet haben!? Im Juli desselben Jahres kennzeichnet dann der Dichter ihre gegenseitigen Beziehungen in folgender Weise: „Wir sind wohl verheurathet das heißt: durch ein Band verbunden wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz Kummer und Elend bestehe. Adieu grüse Steinen.“

So gibt es denn nichts in Goethes Briefen aus dem Frühjahr 1781, das sich nicht mit Leichtigkeit auch ohne die Voraussetzung einer Kapitulation von seiten Charlottens erklären ließe. Ich bemerkte bereits, daß diese Frage in Deutschland um 1875 an der Tagesordnung war, und daß die Angriffe auf die Tugend der Baronin von dem Gelehrten Düntzer mit Schärfe und meiner Meinung nach mit Erfolg zurückgewiesen seien. Heutzutage scheint diese Kontroverse die Goethekritiker nicht mehr zu erhitzen. Noch mehr, Frau von Steins entschiedenster Widersacher in bezug auf ihre geistige Einwirkung, dessen heftiger Angriff mich teilweise zu dieser Studie drängte, Professor Eduard Engel, der so bereit ist, Friederike Brions Tugend preiszugeben, hält diejenige der Baronin für unberührt, wenigstens im mate-

riellen Sinne des Wortes. Er erklärt Charlotte für zu kalt, zu berechnend, um sich je ohne Vorbehalt dem Geliebten hingegeben zu haben. Mehr als eine Stelle in den letzten Briefen, die sie vor dem definitiven Bruch wechselten, beweist nach der Meinung Engels, daß ihre völlige Preisgabe ausgeschlossen ist. Er fügt hinzu, daß Charlotte nie die Frechheit gehabt hätte, Christiane Vulpius mit jener verletzenden Verachtung zu behandeln, wie sie es tat, wenn sie sich derselben Schwäche bewußt gewesen wäre, wie die kleine Blumenarbeiterin. Außerdem würde der Ehrenmann Goethe, der im Laufe seines ganzen Liebeslebens vor dem Ehebruch haltgemacht zu haben scheint, nie Josias von Stein unter dem Namen eines Freundes betrogen haben. Endlich besitzen wir über Charlottens Widerstand das Zeugnis Schillers, der während Goethes italienischer Reise nach Weimar übersiedelte. „Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll", das war die allgemeine Meinung des Hofs über das Verhältnis des Ministers zu Frau von Stein, das als eine gegenseitige Schulung zur höheren moralischen Vollkommenheit angesehen wurde.

Noch einige Literaturhistoriker neuerer Zeit von anerkannter Bedeutung kommen hier in Betracht. Wilhelm Bode, der jüngst eine Lebensbeschreibung Charlottens veröffentlicht hat, sagt, daß seine innere Teilnahme, seine Verehrung für sie mit dem sorgfältigsten Studium ihres Lebens noch gewachsen sei. Seine Äußerung, daß sie erst nach ihrem Tode einige Gegner bekommen habe, ist bemerkenswert. — Bielschowsky, einer der gelesensten Goethebiographen, tritt ebenfalls für ein reines Liebesverhältnis ein. Mein Landsmann Loiseau spricht sich in seiner bedeutenden Studie in gleichem Sinne aus[1]): doch räumt er bereitwilligst ein, daß Charlotte seit dem Frühjahr 1781 „die zärtlichen Liebkosungen und süßen Freiheiten der Liebe gestattet hätte".

Was nun meine Meinung anbetrifft, so möchte ich mich

[1]) L'evolution morale de Goethe. Alcan. 1911.

auf eine Stelle der berühmten „Bekenntnisse einer schönen Seele“ berufen, die in Wilhelm Meisters Lehrjahren Platz gefunden haben: „Allein über die Grenzen der Tugend und Sittsamkeit,“ schreibt die schöne Seele, „waren wir (Narciß und ich) sehr verschiedener Meinung. Ich wollte sicher gehen und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche allenfalls die ganze Welt hätte wissen dürfen. Er, an Näschereien gewöhnt, fand diese Diät sehr streng; hier setzte es denn beständigen Widerspruch; er lobte mein Verhalten und suchte meinen Entschluß zu untergraben ... (ich) bemerkte nicht, daß ich selbst das, was mich bange machte, wünschte und begehrte.“ Doch gibt die „schöne Seele“ Narciß nicht nach, und unsere Liebenden in Weimar werden es zweifellos ebenso gehalten haben.

Im Urteile eines strengen Moralisten wird allerdings ein anderer Vorwurf Charlotten nicht erspart bleiben, nämlich derjenige, den ihr gerade Professor Engel trotz dem Zeugnis macht, das er ihrer ehelichen Treue im engsten Sinne ausstellt. Hat sie nicht „täglich und stündlich Gefühlsehebruch geduldet und begangen“, schreibt er, „ohne den Mut ihrer Liebe zu haben wie Christiane Vulpius, die ihrer Liebe ihren Ruf aufopferte“? — Wenn dieser Kritik auch keineswegs jede Begründung abzusprechen ist, so wird Charlotte doch durch die in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts vorherrschenden sentimentalen Sitten teilweise zu entschuldigen sein, die als Folge des englischen Romans und später durch Rousseaus Einfluß in Deutschland eindrangen. Als Beispiel möchte ich bei dieser Gelegenheit auf jenen allbekannten Briefwechsel Goethes hinweisen, den er aus Frankfurt mit der liebenswürdigen Auguste von Stolberg führte, einem jungen Mädchen aus dem höchsten Adel, das er im Leben niemals von Angesicht zu Angesicht kennen lernen sollte. Wer diese zweifellos rein freundschaftlichen Briefe durchblättert, erhält ein klares Bild von jenen Freiheiten, die man sich als Ausfluß der exaltierten Schwärmerei in allen Ehren zur Zeit der „Genieperiode“ in Deutschland erlauben durfte. Noch früher als Charlotte, sieht sich die junge Auguste geduzt, mit einer geradezu

erheiternd wirkenden Mischung von Vertraulichkeit und Leidenschaft angeredet, ohne sich dadurch in irgendeiner Weise für kompromittiert zu halten. Mit dem Kestnerschen Ehepaar in Wetzlar, ferner viel später mit den Willemers in Frankfurt nimmt sich Goethe, ohne jede böse Absicht und ohne ihrer Ehre zu nahe treten zu wollen, fast die gleichen Freiheiten heraus, wie mit dem Ehepaar Stein in den Jahren 1775 bis 1788.

An einen tüchtigen, doch gewöhnlich veranlagten Mann verheiratet und durch die geistige Atmosphäre ihrer Zeit wohl vorbereitet für ein richtiges Verständnis der allgemein um sich greifenden sentimentalen Schwärmerei, konnte Charlotte, nach Überwindung der ersten oben erwähnten Bedenken, das in den Briefen zuweilen zutage tretende Duzen ihres Freundes, dessen Stellung sie so sorgfältig umgrenzt hatte, ebensowenig als eine Unvorsichtigkeit empfinden, wie die Übertreibungen im Ausdruck, mit denen er ihr gegenüber stets so verschwenderisch war. Derartiges deckte sich für sie nun einmal mit dem Begriff eines „Schöngeistes", wie sie die Literaten nach dem französischen Brauch jener Zeit zu bezeichnen pflegte. Auch tat sie ihr Bestes, um ihn wenigstens zeitweilig zu ehrfurchtsvolleren Ausdrücken zu bewegen, und ein williges Ohr lieh sie seiner Vergötterung nur dann, wenn diese auf ihre moralischen Eigenschaften Bezug nahm — war doch die Moral das auserlesene Gebiet, auf dem sie unermüdlich ihre täglichen Beziehungen zu erhalten strebte. Die Unmöglichkeit, aus den mehr als tausend Briefen und Zetteln ihres Verehrers ein Bild von dem Äußeren der Baronin zu erhalten, ist hierfür der sicherste Beweis.

5. Zunahme des moralischen Grundtones.

Ist es nicht auch bezeichnend, daß seine Briefe seit jenem Frühjahr 1781, dem Zeitpunkte, in den gewisse Goetheforscher seine glücklichen Schäferstunden verlegen, mehr denn je moralische Gefühle zum Ausdruck bringen! Einige Zitate sollen den Charakter dieser Briefe beleuchten. Ein Zettelchen vom 26. März

1781, nur drei Tage nach der Anrede „meine Neue“ geschrieben, in dem das Sie fortwährend mit dem Du abwechselt, schließt der Freund also: „Führe dein gutes Werk aus und erhalte mich im Guten und im Genusse des Guten.“ — Am nächsten Tage, dem 27., heißt es ferner: „Den Frauens, und dir besonders hab ich in der Stille des Morgens eine Lobrede gehalten... die Offenheit und die Ruhe meines Herzens die du mir wiedergegeben hast, sey auch für dich allein, und alles Gute was anderen und mir draus entspringt sey auch dein. Glaub mir, ich fühle mich ganz anders, meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück und mit ihr die Freude meines Lebens, du hast mir den Genuß im Gutstun gegeben, den ich ganz verlohren hatte. Ich thats aus Instinkt und es ward mir nicht wohl dabey. Adieu.“

Im Brief vom 7. April 1781 kehrt das „Sie“ wieder, um bis zum Ende zu beharren. Am 14. Mai schreibt er: „Aus allerley beschwerlichen Arbeit ruf ich dir zu, daß ich dich liebe. Beste so wie du nie aufhören wirst, so schaffe und bilde mich auch so daß ich deiner werth bleibe...“ — Gezwungen, mit dem Herzog nach Ilmenau zu fahren, scheint Goethe diesesmal sogar die an dieses kleine, herzogliche Waldstädtchen sich knüpfenden tollen und fröhlichen Jugenderinnerungen verleugnen zu wollen, Erinnerungen, die in der Folge seinem Herzen so teuer werden. Am 2. Juli 1781 schreibt er in der Tat folgendes: „Ich sehne mich recht von hier weg, die Geister der alten Zeiten lassen mir hier keine frohe Stunde, ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen halten alles befleckt. Wie gut ists daß der Mensch sterbe um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wieder zu kommen. Deine Liebe von allen will ich allein behalten.“

Am 1. Januar bekennt er: „Mein Vorsatz zu Hause zu mahlen ist schwankend, und doch mögt ich gleich zu Anfange etwas über mich gewinnen.“ Diesen stoischen Zug muß man in der Erinnerung behalten, um den Goethe von 1782 mit jenem von 1788 zu vergleichen, der von dieser asketischen Ver-

faſſung weit entfernt iſt. — Am 2. März ſchickt er ihr das von Friedel ins Franzöſiſche übertragene Neue Deutſche Theater, eine Sammlung, die ſeinen Clavigo und ſeine Stella enthält. Franzöſiſch fügt er dieſe ſchmeichelhaften Worte hinzu: „Vous y trouveres une tragedie d'un Mr. Goethe, qui s'est acquis une grande Renommee par ses ecrits et qui naquit en 1749 pour Vous aimer en 1782 et toute sa vie.“ Der Brief vom 3. April lautet: „Ich verſuche alles was wir zulezt über Betragen, Lebensart, Anſtand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, laſſe mich gehen, und bin mir immer bewußt... Wie angenehm wird mir dies Spiel da ich keine Abſichten habe, und keinen Wunſch als den, dir zu gefallen und dir immer willkommen zu ſeyn...“ Der Anfang dieſes Briefes beweiſt, daß Charlotte ihren Unterricht in der Weltklugheit fortſetzte, vielleicht mit geringerer Virtuoſität, doch wirkungsvoller als die Gräfin von Werthern; denn Goethe ſchreibt am 10. April 1782: „In dieſer Erwartung (eines Wiederſehens mit Charlotte) will ich recht artig ſeyn, denn da du dich nun einmal meiner angenommen haſt“, uſw. Mit dieſem Gefühl einer rührenden Demut und in der Haltung eines Jüngers, ja faſt eines Schülers, führt er ſchließlich zwei Jahre ſpäter zu ſeinen Gunſten ein Zeugnis der Frau von Lichtenſtein, der Gemahlin eines herzoglichen Staatsbeamten in Gotha, an: „Cette dame“, ſchreibt er franzöſiſch, „a dit à l'une de ses amies qu'elle m'avait trouvé entièrement changé, que je n'étais pas seulement présentable partout, mais même aimable!“ Sollte nicht die geduldige Lehrmeiſterin ihrem Schüler an dieſem Tage ein Lob geſpendet haben?!

Das Folgende dürfte Frau von Stein zweifellos nicht weniger gefallen haben: „Wenn ich vor mir allein bin, erzähl ich mir was ich geſehn habe als wenn ich dir's erzählen ſollte und es berichtigt ſich alles.“ — Kann es ein ſchöneres Zeugnis zugunſten Charlottens und der Unfehlbarkeit ihres Scharfblickes geben als dieſe Haltung ihres Liebhabers? Ein anderer leidenſchaftlicher Eindruck, der ſich auch bei Stendhal

wiederfindet, als er die Züge seiner zeitweiligen Geliebten in den Linien der Landschaft wiederzufinden glaubt, lautet: „Du bist mir in alle Gegenstände transsubstanziirt, ich seh alles recht gut und sehe dich doch überall, ich bin weder abwesend noch zerstreut und doch immer bey dir und immer mit dir beschäfftigt.“ — Diese an Andacht grenzende Hingabe ist ein Rückerinnern an seine christliche Erziehung, da diese Sprache allein von den mystischen Anhängern des Christentums ihrem Gotte gegenüber gebraucht wird. „Da ich einmal im Gewinnst sitze,“ bemerkt er am 12. Mai 1782 ferner, „so fällt mir alles zu, da ich aufmerksam bin des Glücks zu gebrauchen; so vermehrt sich's täglich, und ich verschleudre nichts... ich könnte es nicht acht Tage treiben wenn mein Geist nicht in der glückseeligsten Gemeinschafft mit dem deinigen lebte... Wer dich gefunden hat weis warum er in der Welt ist.“ — Man muß den großen Mann bewundern, der sich ohne jeden Vorbehalt zu einer Zeit gibt, die so reich an kraftvoller Tätigkeit und mutiger Selbsterziehung ist, wie sie sich im Laufe seiner glänzenden Lebensbahn nicht mehr wiederholen sollte, und die ihm, allen späteren Wandlungen zum Trotz, ihren unauslöschlichen Stempel aufdrücken sollte.

6. Flüchtige Wolkenschatten und letzte schöne Tage.

Welchen Platz Frau von Stein zu dieser Zeit im Leben ihres täglichen Genossen einnimmt, geht am besten aus Goethes Haltung hervor, als ihm ihre Intimität bedroht erscheint. Mitte Juli 1782 zeigt sich zwischen beiden Freunden eine vorübergehende Mißstimmung, deren Grund schwer zu bestimmen ist. In seinem Werk über Charlotte von Stein und Corona Schroeter führt Düntzer sie auf Goethes Plan zurück, seinen Garten zu verkaufen, ein Projekt, das Frau von Stein nicht gebilligt haben wird. Wie dem auch sein mag, es bleibt interessant zu beobachten, in welchen tiefen Gemütsaufruhr dieser Vorfall den Dichter sofort versetzte: „Sag mir,“ schreibt er zunächst, „ist es physisch oder hast du etwas in der Seele was

dich kränckt? Du glaubst nicht was mich dein Zustand gestern geängstigt hat. Das einzige Interesse meines Lebens ist, daß du offen gegen mich seyn magst... Du hast mein Herz in Verwahrung und also brauchst du weiter nichts. Die Zeit wird ja wohl wieder kommen, wo das deinige sich öffnet... Ich will nicht überlästig seyn, aber nur so viel sagen, das ich's nicht verdient habe. Daß ich's fühle. Und schweige."

Darauf beginnt der Horizont sich ein wenig aufzuklären: „So war es denn Gott sei Dank! ein Mißverständnis, das dich dein Billet schreiben ließ", seufzt der etwas barsch angefahrene Freund erleichtert auf. „Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod: man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas. Es wird leidlicher mit mir doch habe ich noch keinen Gebrauch der Welt... Noch weiß ich nicht wie mir ist, o daß der Zustand bald vorüber gehen möge... mein ganzes Wesen ist in seinem innersten angegriffen. So tief deine Liebe drang und mir wohl macht so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir zusammen. Ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin... Adieu! Verzeih mir, dein Schmerz ist's, der mich ängstigt. Wenn's dir nicht wieder mit mir wohl werden kann, so geb ich auf eine freudige Stunde zu haben... Mir ist um Vieles besser, noch, wie ein vom Blitz Gestreifter, fühl' ich eine kleine Lähmung... Wenn ich noch daran zurück dencke, so grauft mich's wieder und ich kann nicht eher ruhig werden, als bis ich für die Zukunft sicher bin!" — Hier zeigt sich Goethes Temperament so recht in seiner vollen überschäumenden Wirklichkeit, und man wird mir beistimmen, daß diejenigen, die an seinen durch nichts zu erschütternden Egoismus glauben und ihm wirkliche, aufrichtige Gefühlserregung absprechen, keine scharfblickenden Beobachter sind. Und andererseits offenbaren derartige Gefühlsausbrüche, wie zäh, wie umfassend Frau von Steins Einfluß sein mußte, zumal, wenn man in Betracht zieht, daß Goethes Liebe bereits sieben Jahre währt und daß die Frau, die sie einflößte, eine Vierzigerin ist, sowie daß diese Liebe einzig und allein in rein geistiger

Sphäre groß wurde, wovon ich meine Leser zu überzeugen gesucht habe. Goethes Flucht nach Italien vier Jahre später wird wahrscheinlich zum Teil gleichfalls auf die Scheu vor ähnlichen Gemütserschütterungen zurückzuführen sein, denen er sich nicht gewachsen fühlte.

Für dieses Mal kehrt der Frieden schließlich in des Freundes Herz zurück, und wieder ist es der Gatte, der die Versöhnung vermittelte: „Stein sagte mir," schreibt Goethe am 5. August, wo der Gedankenaustausch von neuem beginnt, „daß du mit mir fahren willst... Ich bin so gewöhnt ausführlich gegen dich zu seyn, dir alles zu sagen was ich dencke, daß mir es schwer wird dir zu schreiben. Es stellt sich mir alles auf einmal dar und ich mögte dir alles sagen." — Am 10. September 1782 richtet er an Charlotte, die im Begriff ist, nach Kochberg zu fahren, das ganz von stoischer Moral erfüllte schöne Gedicht:

„Von mehr als einer Seite verwaist
„Klag ich um deinen Abschied hier!
„Nicht allein meine Liebe verreist,
„Meine Tugend verreist mit dir . . ."

Dieses Jahr 1782 bildet zweifellos den Höhepunkt von Charlottens Herrschaft. Den Aussprüchen und späteren Auslegungen des Dichters zufolge muß bald nach diesem Zeitpunkt in seinem Inneren jene dumpfe Arbeit einer allmählichen Loslösung begonnen haben. In seinen Briefen tritt davon jedoch noch nichts zutage, und seine Korrespondenz aus den letzten vier Jahren vor der italienischen Reise gibt uns noch Gelegenheit, einige charakteristische Züge zu sammeln. — Prinz Konstantin von Weimar, der jüngere Bruder Karl Augusts, hat in Paris mit einer wahrscheinlich dem Theater angehörenden Dame namens Darsaincourt, ein galantes Verhältnis unterhalten. Die Folgen davon werden augenscheinlich, er verläßt sie und weigert sich, die Hilflose, die ihm nach Weimar folgt, zu empfangen. Ohne Hoffnung, von Existenzmitteln entblößt, kommt die Französin auf den glücklichen Gedanken, sich in Abwesenheit des Herzogs an dessen Staatsminister zu wenden und sein Mitleid

„im Namen dessen, was ihm das Liebste auf Erden ist", anzuflehen. Und diese in der französischen Sprache so banale Ausdrucksweise hat die Macht, vor Goethes geistigem Auge unverzüglich Charlottens Bild erstehen zu lassen, was ihn zum Entschluß führt, der Sünderin die Möglichkeit einer Heimkehr in ihr Vaterland zu bieten, nachdem er sie bis nach ihrer Niederkunft hat verpflegen lassen.

Während eines Zeitraumes von etwa einem Monat, vom August bis September 1784, sind die Briefe des Dichters an Frau von Stein französisch geschrieben, gewiß auf Wunsch der stets etwas pädagogisch veranlagten Charlotte, die ihrem Freunde diese praktische Übung zweifellos in Hinsicht auf einen diplomatischen Besuch am Hofe von Braunschweig auferlegt, wo er in die Lage kommen mußte, sich dieser Sprache ausschließlich zu bedienen. Das Vergnügen, womit er später dieses Pensum aufgibt, spricht für die Annahme einer Zwangsmaßregel. So schreibt er denn zurzeit französisch:

„La presence de Jacobi me seroit doublement chere si tu etois avec nous. Il m'est impossible de parler de toi a qui que ce soit, je sais que je dirois toujours trop peu, et je crains en meme tems de trop dire. Je voudrois que tout le monde te connut pour sentir mon bonheur que je n'ose prononcer. Vraiment c'est un crime de lese amitie que j'existe avec un homme comme Jacobi avec un ami si vrai si tendre sans lui faire voir le fond de mon ame, sans lui faire connoitre le tresor dont je me nourris. J'espere que la Herder lui parlera de toi et lui dira ce que je n'ose lui dire."

Am nächsten Tage, am 21. September:

„Jacobi m'a parlé de toi je n'ai pu lui dire que tres peu, il souhaitteroit de te connoitre parcequ'il sent bien que sans cela il n'a q'une idee incomplete de l'exsistence de ses amis."

Alle diese Zitate beweisen zur Genüge, daß Goethe seiner Vergangenheit nicht die richtige Würdigung zuteil werden läßt, wenn er sich selbst später die Jahre seiner Weimarer Minister-

tätigkeit mit so düsteren Farben ausmalt. Die bittere Stimmung, die gegen Ende dieser Periode bei ihm durchbrach, hat ihren Schatten auf manchen Tag voll ruhiger Glückseligkeit geworfen, der dann später seinem Gedächtnis entschwand. Er schreibt am 22. April 1781: „Gestern Nacht hatt ich große Lust meinen Ring wie Polykrates in das Wasser zu werfen, denn ich summierte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe!“ — Beachten wir noch, daß seine Wandlung in moralischer Hinsicht, für die Charlotten größtenteils die Ehre gebührt, jetzt offen zutage tritt. Durch sein würdevolles und zurückhaltendes Wesen, durch eine Ehrfurcht einflößende Schweigsamkeit, die gegebenenfalls einer taktvollen Freundlichkeit Platz macht, versteht er es, sich allgemeine Achtung zu verschaffen. Seine Freunde erblicken in ihm einen neuen Marc Aurel, der das Verlangen seiner Natur aus Liebe zu seinen Mitmenschen bezwingt und seinen Stolz wie sein Vergnügen im Opfern der ihm angeborenen Neigungen findet.

Das bekannte Glaubensbekenntnis seines Tasso an die Prinzessin spiegelt im Verein mit mindestens den ersten Szenen dieses Dramas ganz deutlich die Beziehungen Charlottens zu dessen Autor wieder:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
Und lernte nun das Wünschenswerte kennen . . . . .
O lehre mich, das Mögliche zu tun! . . . .
Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen,
Und so verdienen, daß du mir vertraust. —

Hat nicht Charlotte, wenigstens für eine gewisse Zeitdauer, in dem Manne, der sich ihrer Verstandeshygiene unterwarf, eine jener geduldigen und stufenweisen Bekehrungen verwirklicht,

wie die großen Seelenleiter des vorausgegangenen Jahrhunderts, die Bossuet, Fenelon und Maintenon sie ihren geistigen Jüngern vorschrieben, nur daß, mit wenigen in der Geschichte berühmt gewordenen Ausnahmen, derart moralische Bekehrungen dauerndere Spuren hinterlassen, als die durch plötzliche Erleuchtungen des Glaubens bewirkten.

Einen lebendigen Beweis für das eben Gesagte liefert Goethes Brief an seine Mutter vom 11. August 1781: „Merk und Mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch. Sie sehn das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne; sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, in dem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bey Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zugrunde gegangen seyn. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bey der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünckel und alle verwandten Fehler sich und Anderen unerträglich wird.“ — Jetzt ist er von den Rousseauschen Paradoxen des Werther weit entfert!

„Wie viel glücklicher war es,“ fährt der entfernte Sohn fort, „mich in ein Verhältniß gesezt zu sehn, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nöthig seyn mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war.“ — Ja, dieser große, durch Phantasie und Rednergabe so außerordentlich bevorzugte lyrische Dichter fühlte sich anfangs durch sein geringes Anpassungsvermögen an das soziale Leben manchem gewöhnlichen Geiste untergeordnet. In zehn Jahren angestrengten Strebens hat er diejenigen eingeholt und bald überflügelt, die er einstmals um

die Sicherheit ihres Auftretens in schwierigen Lebenslagen beneidet hatte. Heißt es demnach nicht, eine vorgefaßte Meinung aufrechterhalten, indem man, wie es Professor Engel tut, ihm sein Ministerium in Weimar und zugleich sein Verhältnis zu Charlotte vorwirft, ja, so weit geht, ihm das Recht abzusprechen, seinen Vorteil selbst richtig abzuschätzen und alles, was er nach seinen eigenen Worten der Entschließung von 1775 und seinen entscheidenden Beziehungen zu Frau von Stein verdankte — Beziehungen, die er aus Zartgefühl in Briefen an die Mutter unerwähnt lassen mußte —, ausschließlich einer Täuschung in der Liebe zuzuschreiben?

4. Kapitel.

Es trennen sich die Wege.

1. Die Notwendigkeit einer neuen Hygiene für Goethe.

So stand das Weimarer Liebespaar auf dem Gipfel eines friedlichen Einvernehmens und in der milden Atmosphäre einer täglich sich gleichbleibenden Vertrautheit! Da versetzt unglücklicherweise im Jahre 1785 ein neues herzogliches Reglement den Oberstallmeister Josias von Stein von der Tafel des Herzogs an diejenige seiner Gattin zurück. Die Verwirrung, die dieser an sich unbedeutende Vorfall in Goethes Beziehungen zu der Baronin brachte, ist längst allseitig betont worden, ebenso wie man diesem unscheinbaren Umstande den bald darauf erfolgenden Schiffbruch ihrer Liebe mit zuschrieb. In der Tat bildeten die Mahlzeiten die einzigen freien Stunden des mit Geschäften überbürdeten Ministers von Weimar: nunmehr erschien der Ehemann als drittes Glied, und die süße Gewohnheit erfuhr ein merkliches Nachlassen. — Auch will ich gern zugestehen, daß Charlotte auf die Dauer ihre Herrschaft mißbrauchte. Ihr Fehler — der jedoch ihrem Seelenadel entsprang — war es eben, zu viel Vollkommenheit von dem zu fordern, nach dem die Stimme ihres Herzens so heftig verlangte. Ihre eigene Erkenntnis, in den Forderungen an ihre Freunde zu weit gegangen zu sein, ist bereits erwähnt worden, ebenso daß Stein vor diesen Forderungen nicht bestehen konnte. Selbst Goethe ermüdeten sie schließlich. Lotte von Schiller, die Frau von

Stein faſt als Mutter betrachtete — worauf ich noch zurückkommen werde — wendet ſpäter auf ſie mit vollem Recht ein Wort Popes an, das dieſer Heloiſe hinſichtlich ihrer früheren Beziehungen zu Abälard ſprechen läßt:

„And wished an angel when loved a man!“

In den letzten Monaten vor des Dichters unvermuteter Reiſe nach Italien häufen ſich in ſeinen Briefen die ſymptomatiſchen Ausdrücke ſeiner Mutloſigkeit und Abſpannung. „Sey wegen meiner unbeſorgt,“ ſo ſchreibt er eines Tages in charakteriſtiſcher Weiſe, „denn alles was mir widerfährt, freut mich, weil es mir um deinetwillen geſchieht. Denn auch das Entfernteſte duld' ich, weil du biſt, und wenn du nicht wärſt, hätt ich alles lange abgeſchüttelt.“ Schon hier liegt ein Grund zur Sorge um die Zukunft vor, denn ein derartiges Heldentum kann niemals von langer Dauer ſein. Ende 1782 fühlt er ſich bewogen, der Freundin aus Leipzig zu ſchreiben, daß er abſichtlich ihr fern bleiben wolle, da ſeine Verſtimmung auch in ihrer Gegenwart vorhalte. „Noch einige Tage bleibe ich hier auch um deinetwillen, denn ich war zuletzt unleidlich, es wollte gar nicht mehr fort. Wenn ich nicht immer neue Ideen zu bearbeiten habe, werde ich wie kranck“, fügt er als charakteriſtiſches Geſtändnis hinzu. Hier äußert ſich jenes unabweisliche Verlangen nach Ablenkung, das ein erregtes Nervenſyſtem tyranniſch fordert. — Daß der Briefwechſel der Liebenden ſeit Ende 1784 außerdem des pſychologiſchen Intereſſes der letzten vier Jahre entbehrt, iſt unſchwer feſtzuſtellen. Kurze Zettel ohne große Bedeutung nehmen wieder überhand.

Zugleich iſt dies für Goethe auch der Zeitpunkt, da die politiſchen Enttäuſchungen mit denen des Gefühls Hand in Hand gehen. Der Herzog von Weimar ſchüttelt ſeinen Einfluß ab, um auf die Seite des preußiſchen Militarismus überzugehen, in dem er eine Erfüllung ſeiner Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft erblickt. — Endlich iſt des Dichters poetiſche Produktion, die bei ſeiner Abreiſe aus Frankfurt im Jahre 1775 ſo reiche Ernte verſprach, nach Bielſchowskys zutreffendem Aus-

druck, „ein großes Ruinenfeld“. Die Befürchtung einer Vernichtung seiner schöpferischen Kraft als Folge einer zu lange währenden Untätigkeit tritt ihm drohend nahe und läßt ihn eine neue, neurasthenische Wertherkrise durchmachen. Er findet, daß „der Verfasser (des Werther) übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen“, nach dem Beispiel seines Helden. Über die Jahre 1785 und 1786 lautet sein späteres Urteil: „Wie das Leben der letzten Jahre, wollte ich mir eher den Tod gewünscht haben!“ — Unter der Last dieser Widerwärtigkeiten und der ihnen folgenden seelischen Depression nimmt der Plan einer italienischen Reise in der Vorstellung des enttäuschten Staatsmannes immer festere Gestalt an. Als er in die Dienste des Herzogs von Weimar trat, geschah das unter der ausdrücklichen Bedingung, sein Amt aus freiem Antriebe zu jeder Zeit verlassen zu dürfen. Darüber schreibt er in dem vorerwähnten Brief vom 11. August 1781 an seine Mutter: „Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muths, womit ich trage und würke, aus dem Gedancken quillt, daß diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, und das Notdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich, in Stunden des Verdrusses, als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehn müßte, würde mir manches viel saurer werden.“ — Ein solch unbedingtes Freiheitsempfinden ist in der Tat für derartig nervöse Temperamente wie das seinige eine Grundbedingung für jede Anstrengung von Dauer. Genau wie vor fünf Jahren, wußte er sich auch um 1786 in der Lage, seine Fesseln nach eigenem Gutdünken abwerfen zu können, und er entschloß sich schnell, von dieser heilsamen Freiheit Gebrauch zu machen. Aus welchem Grunde jedoch schlug er nun die Richtung nach Rom ein?

In „Dichtung und Wahrheit“ läßt er seinen Vater, dem eine Italienfahrt aus seiner Jugendzeit das große, vielleicht einzige Ereignis seines gar zu methodisch und abgemessen ver-

laufenden Daseins blieb, vor den entzückten Augen seiner beiden Kinder wiederholt jenes ferne Wunderland entstehen. Im Erziehungsplan des jungen Wolfgang hatte der Rat Johann Kaspar Goethe nach erfolgten Studien eine Reise nach Paris, dem Geisteszentrum der Welt, vorgesehen. — Oft ist in Frankreich die Überzeugung laut geworden, daß ein derartiger Aufenthalt der Bildung des großen Mannes gefehlt und seinem Werdegang eine noch größere Vollkommenheit gegeben hätte —. Dann, nach dem Aufenthalt in Frankreich, sollte der junge Reisende das Land der reinen Schönheit sehen, unmittelbar vor seiner Rückkehr in die Heimat, „weil man, aus Italien kommend, sich an nichts mehr ergötze", wie ihm der Vater mit Nachdruck wiederholte. „Dieses Märchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Unter dem Feuer der Erinnerung an Kunst und Natur schien sein sonstiger Ernst und Trockenheit sich jederzeit aufzulösen." — Und für eine kurze Stunde wurde der Rat Goethe ein herzlicher Vater.

2. Die Trennung.

Diese bereits so fernen Eindrücke lebten meines Erachtens im Jahre 1786, zur Zeit seiner zweiten Wertherkrise, in der Erinnerung des Weimarer Ministers mit größter Eindringlichkeit wieder auf. Immer klarer kam es ihm zum Bewußtsein, daß Italien allein die Flut seiner düsteren Gedanken ablenken und den umwölkten Horizont seiner Zukunft wieder klären könne. Jedenfalls ist es ganz sonderbar, daß er diesen Gedanken vor Frau von Stein hartnäckig verbarg, während wir doch gesehen haben, daß er ihr gegenüber, selbst bei den geringfügigsten Geschehnissen seines Lebens, von einer fast unbegrenzten Offenherzigkeit war. Ist es die Vorsicht, die ihm den Mund verschließt, um nicht gegen seinen Willen zurückgehalten zu werden, oder nur eine abergläubische Besorgnis, wie er es späterhin Ecker-

mann gegenüber erklärt? Seiner Überzeugung nach besaß ein im voraus besprochener Plan die größte Wahrscheinlichkeit, unfehlbar zu scheitern; so äußerte sich auch Charlotte, als im Jahre 1797 das Gerücht einer zweiten Schweizerreise zu ihr drang, nicht ohne Bitterkeit: „Vielleicht will er's mir nicht sagen, daß er dahin will; denn es ist in seiner Art unnöthig Geheimnisse zu machen."

Welche Gründe er aber für seine Zurückhaltung auch gehabt haben mag, so sehen wir ihn doch der Freundin aus Karlsbad seine Abreise melden, allerdings am Vorabend derselben, so daß sie mit der bereits vollendeten Tatsache sich abzufinden hat, auch läßt er sie, wie wir sehen werden, über sein Reiseziel völlig im Dunkeln. Zudem sind seine letzten Briefe aus Böhmen teilweise recht ungeschickt abgefaßt: „Ich habe bisher im Stillen", schreibt er am 1. September 1786, „gar mancherley getragen, und nichts so sehnlichst gewünscht als daß unser Verhältniß sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne." — Hatte er ihr vielleicht kurz zuvor ein Ultimatum gestellt und ihre gesetzliche Scheidung von Josias verlangt, um die Freigewordene alsdann heiraten zu können? „Sonst", fährt er in ziemlich schroffer Weise fort, „mag ich nicht in deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt (?) bleiben, in die ich jetzt hinaus gehe. Wenn meine Rechnung mich nicht trügt, kannst du Ende September ein Röllgen Zeichnungen von mir haben... du sollst alsdann erfahren wohin du mir schreiben kannst." Tags darauf, am 2. September 1786, schickt er ihr ein banales Lebewohl nach einem Bericht über belanglose Angelegenheiten des Badeorts. Wie hätte nach einer elfjährigen, täglich erprobten Treue diese plötzliche, unerwartete und vollständige Veränderung in der Haltung ihres Verehrers Charlotte nicht bis ins tiefste Herz verwunden sollen?! Es ist ersichtlich, daß der Dichter, unter der Marter von unüberwindlichen psychischen Spannungen, die denen von 1774 gleichen, und durch das Bedürfnis, seinen lebenskräftigen Imperialismus um jeden Preis auf einem neuen Felde zu betätigen,

— da er zur Stunde keinerlei Aussicht zur Betätigung fand —, jedes Maß in seinen gar zu vielsagenden Ausdrücken verlor und ihre unausbleiblichen Folgen nicht mehr übersehen konnte.

Tatsächlich täuscht sich Frau von Stein auch keinen Augenblick über die Bedeutung dieser plötzlichen Abreise, denn schon tags darauf fügt sie eine Abschrift der nachfolgenden, rührenden französischen Verse der handschriftlichen Sammlung lyrischer Dichtungen bei, die der Ungetreue ihr hinterlassen hatte.

„De ce destin j'aurai joui.
La fortune pour mon partage
Me donna tout les biens du sage.
J'avais plus, j'avais un ami!

De l'amour j'ai senti la flamme
Et les tourments et les douleurs
Ont aussitot rempli mon âme!
J'étais heureux: j'aimai: je meurs!"

Und ferner diese, vielleicht einem anderen Gedicht entnommenen Zeilen:

„Tant qu'on reste belle on fait naître
Des dêsirs, des transports et des soins assidus,
Mais on a peu de temps à l'être
Et longtemps à ne l'être plus!" —

Vielfach ist behauptet worden, daß Charlottens Unerbittlichkeit im Verein mit dem eigenen Bedürfnis nach einer Liebe, die seinem feurigen Empfinden leichtere Befriedigung gewährt hätte, Goethe zu seiner plötzlichen Abreise bestimmt hat. Zieht man jedoch die strenge Enthaltsamkeit der ersten Monate seines italienischen Aufenthalts in Betracht, die zudem auf die gewöhnlichste hygienische Vorsicht zurückzuführen ist, so erscheinen diese Gründe nicht stichhaltig — Karl Augusts Briefen zum Trotz, die ihn auf den Weg leichter Liebeshändel hinweisen. Er beantwortet diese erst im Februar 1787 in recht ausführlicher Art zustimmend, daß er endlich den Ratschlägen eines auf diesem Gebiet so vielfach erfahrenen Arztes, „Doctor longe experientissimus" gefolgt sei, da er ihm die „Exercitio amoris"

so verführerisch geschildert hätte, daß man ein „cervello tosto“ sein müsse, um diese blühenden Gärten zu verschmähen ...

Der 18. Juni 1788 ist das bedeutungsvolle Datum, an dem der Reisende nach Weimar zurückkehrt. Das Schauspiel einer erstaunlichen Wandlung wird nun dem verblüfften Freundeskreise zuteil. An Stelle der formlosen Haltung seiner einstigen Wertherperiode, die in so vorteilhafter Weise, durch Charlottens Einfluß gemildert, der Lebensart am Hofe Platz gemacht hatte, tritt nunmehr die Steifheit und bildet das gewohnheitsgemäße Gepräge seiner Reden und seines Wesens. Diese teilweise von seinem Vater ererbte Veranlagung, die mit zunehmendem Alter immer bestimmter auftrat, war in seiner Jugend bereits von seinen Freunden wiederholt bemerkt worden; durch den Rausch des Erfolges seines „Goetz“ und „Werther“ jedoch zurückgedrängt und fast ausgemerzt, hatte er sie in Frau von Steins Schule überwunden und gelernt, sie durch freundliches Entgegenkommen, durch Herzlichkeit und eine wohlwollende Gesprächigkeit in seinen gesellschaftlichen Beziehungen zu ersetzen.

Nach 1788 mochte diese Steifheit der Ausdruck einer Art Befangenheit über seinen offenkundigen Wechsel in moralischer Hinsicht und später über die durch seine Ehe hervorgerufene schiefe Lebenslage sein.

Eine Erläuterung ihrer Genesis gibt er später selbst mit folgenden Worten: „Die Freunde, statt mich zu trösten, und wieder an sich zu ziehn, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, niemand verstand meine Sprache.“ Allerdings mochten seine Freunde durch Mangel an Rücksicht und richtigem Verständnis gesündigt haben, doch wundert man sich, daß er selbst es nicht wahrnahm, wie seine Klagen, sein zur Schau getragenes Bedauern sie verletzte, und daß er nicht den geringsten Versuch machte, ihnen zu verbergen, daß sie ihm ferner nicht mehr zu seinem Glücke genügten. — In

Breslau, wohin er bald nach seiner Rückkehr Karl August begleitet, fällt die Schwerfälligkeit seiner Sprechweise auf; sie steht in vollkommenem Gegensatz zu jenem Eindruck von 1775, da der Reichtum und die ungezwungene Ursprünglichkeit seiner Ausdrucksweise seine Zuhörer in helles Entzücken versetzte. „Bis er weiß, daß man ihn errät, fühlt, ihm durch jede Öffnung, die er gibt, hineinsieht", ist die trotzdem wohlwollende Erklärung seiner Beobachter, „kann er nicht reden." — Viel später macht dann die mit dem früheren Freunde versöhnte und ihm wieder geneigte Charlotte die Bemerkung, daß er dem besten Willen zum Trotz, doch „ein steifer Wirth" bleibt.

Dann nimmt Goethe, kaum sechs Wochen nach seiner Rückkehr aus Italien, Christiane Vulpius in sein Haus. Den Rückschlag dieses Ereignisses auf seine gesellschaftliche Stellung in Weimar und besonders auf seine Beziehungen zu Charlotte, die jedoch dieses Faktum erst nach einigen Monaten erfuhr, wollen wir jetzt näher betrachten. Aber selbst bevor diese verhängnisvolle Entdeckung die Erbitterung der Baronin zur Empörung anfachte, war kein Einvernehmen zwischen den langjährigen Freunden mehr zustande gekommen. Zwar besucht der Dichter sie noch einmal in Kochberg, das für ihn so teure Erinnerungen barg, um jedoch dieses Mal nur Zwang und Unbehagen mitzubringen. Die letzten zwischen ihnen ausgetauschten Briefe verraten ihre gegenseitige Bitterkeit. Schließlich wirft ihr Goethe die schlechte Laune, in der sie ihm entgegentritt, ziemlich rücksichtslos als Folgen ihres übermäßigen Kaffeetrinkens vor: „Unglücklicherweise hast du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die deiner Gesundheit höchst schädlich ist." — Eine so absolut materielle Auslegung eines im allgemeinen so sehr berechtigten Kummers mußte sie bis in das tiefste Herz verwunden, und wir werden sehen, daß sie diese Kränkung niemals vergaß. Unverzüglich unterstreicht sie diesen unglückseligen Ausspruch durch ein O!!! der Empörung, das sie mit eigener Hand an den Rand des unheilvollen Briefes setzt, der die freundschaftlichen Be-

ziehungen zwischen dem Absender und der Empfängerin für mehr als zehn Jahre unterbricht.

3. Christiane.

Es gebührt sich nun, Christiane Vulpius einige Worte zu widmen, die die letzte Ursache der Trennung zwischen Goethe und Frau von Stein wurde, und dieser von einigen zeitgenössischen Kritikern mit Vorliebe als lebende Antithese mit einer Sympathie entgegengestellt wird, die meiner Meinung nach besonders dem sich ausbreitenden Neuromantismus zuzuschreiben ist, ebenso wie unseren ganz eigenartig erweiterten Auffassungen des Fas und Nefas auf dem Gebiete der Liebesverhältnisse. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß man jetzt Christiane stets mit Nachsicht, oft mit Wohlwollen und bisweilen wirklich ergeben begegnet, als derjenigen, die dem Genie Goethes den größten Dienst dadurch erwiesen habe, daß sie ihm nach 1788 an ihrer Seite ein physisch normales Leben zu führen ermöglichte. Zu ihren aufrichtigsten Verehrern zählt Professor Engel, jener glänzende Literaturhistoriker, dessen Abneigung gegen Charlottens Verklärung bekannt ist. Diese kleine Grisette, die im Laufe von achtzehn Jahren für den großen Mann ein Mittelding zwischen Haushälterin und Lebensgefährtin bedeutete, bis sie nach der Schlacht bei Jena von ihm geehelicht wurde, wird uns durch Professor Engel als die von der Vorsehung erkorene Gefährtin dargestellt, um dem großen Dichter jene legitimen Bedürfnisse, jene sorgfältige, häusliche Pflege und jene Ruhe des Geistes und Körpers zu gewähren, die für die endgültige Entfaltung seiner literarischen Persönlichkeit unerläßlich waren. So hat man gegen Ende des XIX. Jahrhunderts, dieses romantischen Jahrhunderts par excellence, zugunsten Christianens eine jener „Ehrenrettungen" zustande gebracht, wie sie am rechtsrheinischen Ufer gern geübt werden.

Erinnern wir uns daran, daß „Demoiselle Vulpius" — um dieselbe Bezeichnung zu gebrauchen, die im Tagebuch Goethes

bis zu seiner Verheiratung üblich ist — die Tochter eines bescheidenen Kanzleibeamten war, der an Trunksucht starb und die Seinen in Armut zurückließ. Die verwaiste Christiane sah sich gezwungen, ihr Leben durch ihrer Hände Arbeit in einer Fabrik für künstlichen Blumenschmuck zu fristen. Als sie Gelegenheit fand, Goethe ein Bittgesuch im Namen ihres Bruders zu überreichen — letzterer hatte eine gewisse Bildung erhalten und wurde in der Folge ein vielgelesener Romanschriftsteller — gelang es ihr, seine Aufmerksamkeit auf die Frische ihres unregelmäßigen Gesichtchens, die reizvolle Fülle ihrer zierlichen Gestalt, kurz, auf den Zauber ihrer zweiundzwanzigjährigen Jugend zu lenken. Das Gewöhnliche ihres Äußeren, — sie war allerdings weder geschminkt noch gepudert, wie die Weimarer Damen —, das in späteren Jahren sehr hervortreten sollte, stieß den Dichter nicht zurück, trotz seiner kaum verrauschten römischen Liebeserlebnisse, in denen einem Ateliermodell die erste Rolle zugefallen war. Nach wenigen Zusammenkünften ergibt sie sich Goethe, der sie nach etwa einem Jahre, nachdem sie ihm einen Sohn, August, geschenkt, zu sich ins Haus nahm.

Gewiß sprechen einige Urteile ihrer Zeitgenossen zu Christianens Gunsten. Frau Rat Goethe blieb ihr sogar, dank ihrer blinden Liebe zu ihrem Sohn, nach der in Frankfurt gemachten persönlichen Bekanntschaft freundlich gesinnt: der Enkel ebnete der illegalen Schwiegertochter den Weg in das alte Haus am Hirschgraben. — Als dann Goethe beim Tode seiner Mutter, 1808, die Mühe der Erbschaftsangelegenheiten seiner Frau überließ, wissen Verwandte des Dichters bei dieser Gelegenheit Christianens „liberale“ und gute Haltung zu loben. Dennoch betont auch dieser Zeuge das „Gemeine“ ihres Äußeren. Eine Hamburger Patrizierin, die Gräfin Reinhard, will ihr wohl einige Fertigkeiten im Haushaltungswesen zuerkennen, im übrigen findet sie: „Ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus die einer gewandten Kammerfrau“, ein doch wohl nur halbwegs schmeichelhaftes Urteil. Auch Arthur Schopenhauers Mutter und Schwester empfangen, rühmen und ver-

hätscheln sie. Dieses zur Schau getragene Wohlwollen beider Damen, die in Weimar eintrafen, als Goethe seine Gefährtin eben geehelicht hatte, entsprang jedoch ausschließlich der Berechnung, da sie den berühmten Mann in ihrem Heim zu sehen hofften. Eben ins Land gekommen, ohne Fühlung mit den aristokratischen Kreisen der Stadt, war es für sie leichter als für andere, diese Haltung Christiane gegenüber anzunehmen. In der Tat zeigte Goethe sich ihnen verbunden, und in der Folge blieb das Schopenhauersche Haus das einzige der Bürgerkreise, dessen Türen Frau Geheimrat von Goethe offen fand.

Im Gegensatz hierzu lassen sich ungezählte Anfeindungen oder ehrenrührige Zeugenschaften nennen, deren schwerbelastende Einzelheiten kaum zu übersehen sind. Vorerst das Urteil Schillers, des Vertrauten des Hauses am Frauenplan: „Im Ganzen bringt er (Goethe) jetzt zuwenig hervor," schreibt er am 21. Oktober 1800, das heißt nach sechs Jahren einer beinah täglichen Vertrautheit mit seinem glorreichen Freunde, „so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen." Und Körner antwortet mit Überzeugung: „Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden, und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden... Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, daß sich ihm unbedingt hingab. Er kann anderen keine Achtung für sie ... erzwingen... Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe! ..."

Zu der Gräfin Schimmelmann spricht Schiller sich noch deutlicher aus. Er schreibt ihr, daß er wohl wünschte, Goethes Privatleben ebenso zu rechtfertigen, wie er es vertrauensvoll mit seinem literarischen und sozialen Leben tun könne. Unglücklicherweise jedoch hätten falsche Ansichten über das häusliche Glück und ein verhängnisvoller Abscheu vor Ehebanden Goethe

zu einer Verbindung geführt, die ihn bedrücke und in seinem eigenen Hause unglücklich mache, ohne daß er Kraft und Mut fände, sich von ihr zu befreien. „Diese seine einzige Blöße," fügt Schiller hinzu, „die niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen." — Aller Wahrscheinlichkeit nach meint Schiller hiermit das Gefühl der Verantwortung, das Goethe für Christiane und den ihm von ihr geschenkten Sohn empfinden mußte. Sein Gesamturteil ist ausgezeichnet, und unseres Erachtens liegt keinerlei Ursache für die Verwerfung dieses Richters vor, wozu einige neuzeitliche Goetheforscher sich bewogen fühlen, einzig dank jenen von uns früher bereits erwähnten Tendenzen im Verein mit solchen hagiographischen Neigungen für seine hervorragendsten Kämpfer, die der Romantismus mit jeder anderen großen mystischen Bewegung teilt.

Die Anhänger Christianens schreiben allerdings Schillers feindselige Gesinnung den engen Beziehungen zu, die seine Gattin mit Charlotte von Stein verbanden und behaupten, daß die Baronin ihre Freundin ungünstig beeinflußt habe, und unter diesem Einfluß sei ihres Gatten Voreingenommenheit entstanden: daher die Strenge, mit der der zweitgrößte Dichter Deutschlands die wilde Ehe des allergrößten abtut. Ich wiederhole: Schiller war ein fast täglicher Gast im Goetheschen Hause: da hieße es wirklich, seinem Andenken unrecht tun, wollte man ihm bis zu diesem Grade die Gabe selbständiger Einschätzung der Verhältnisse absprechen. Noch mehr, der Engländer Robinson, einer der ersten englischen Goetheforscher, macht sich zum Echo der in Deutschland um 1800 vorherrschenden Meinung, daß Goethe zurzeit in seinen Schriften einen Mangel an moralischem Zartgefühl zeige — dies soll sich auf die Römischen Elegien, auf die Xenien und sogar auf gewisse Stellen des Wilhelm Meister beziehen — ebenso wie sein praktisches Leben der Würde und Haltung entbehre: „Seine Mätresse", schreibt der Brite gerade heraus, „ist ein niedriges und gemeines Weib!"

Zugegeben, daß Frau Herder, die jedoch an Ort und Stelle ihre Beobachtungen machen konnte, in ihrer Behauptung, Christiane sei vor ihrer Verbindung mit Goethe eine Dirne gewesen, viel zu weit ging. Zugegeben, daß seit dem Beginn dieses Verhältnisses mit Sicherheit ihr keinerlei Untreue nachgewiesen werden kann, obwohl die öffentliche Meinung Weimars ihr mehrere zuschrieb. Über ihren Hang zur Unmäßigkeit jedoch, dem beklagenswerten Erbteil ihres Vaters, ist leider jeder Zweifel ausgeschlossen. Die Briefsammlung, die L. Rohmann unter dem Titel „Briefe an Fritz von Stein" im Jahre 1907 herausgab, bietet hierfür ein interessantes und beredtes Zeugnis, lesen wir doch in einem Brief vom 22. März 1803, den Karl von Stein, der älteste Sohn Charlottens, schreibt, folgende bedeutungsvolle Zeilen: „Goethen sieht man nicht viel, Stein (der Oberforstmeister von Stein-Nordheim) geht wunderbar mit ihm um. Auf einer redoute sagt er zu ihm: schick dein Mensch nach Hause ich habe sie besoffen gemacht. Also Goethe geht hin und deutet der armen Vulpius an, nach Haus zu gehen!" Obzwar Christiane dieses Mal das Opfer eines schlechten Witzes wurde, so spricht dieses summarische Verfahren denn doch zu deutlich für die Meinung, die die Öffentlichkeit über Christiane hatte.

Eine leidenschaftliche Tänzerin, konnte sie diesem Vergnügen ausschließlich auf Bällen der unteren Klassen frönen, oder indem sie Veranstaltungen von Studenten und Schauspielern besuchte. Wiederholt ist sie denn auch an solchen Vergnügungsorten voll Eifer anzutreffen. 1798 schreibt Charlotte von Stein an Schillers Gattin: „Neulich war sie (Christiane) mit meiner Mutter ihrer Löwern (ihre Köchin) auf einem Ball in Lobeda und bat sich ihren Besuch zu Weimar aus, besonders aber bei ihrer Schwester, welche sie recht vor der Verführung der Männer warnte, wie sie sagte. Es mag wohl das arme Wesen recht drücken, dem's mit einer gemeinen Natur gewiß wohler gewesen wäre als mit dem Genie." — Auch verheiratet, hört Christiane nicht auf, Stoff zum Stadtgespräch zu liefern. Sie hat einen weltbekannt gewordenen Zusammenstoß mit Bettina von Arnim,

der mit der ihr ins Gesicht geschleuderten, gewiß unfeinen Bezeichnung „Blutwurst“ endet! Goethe schlug sich auf Seite seiner Frau und brach alle Beziehungen mit seiner überspannt leidenschaftlichen Verehrerin ab.

Noch als Fünfundvierzigerin besucht Christiane die Studentenbälle in Jena, wo sie, wie Charlotte von Stein versichert, das Ziel von Streichen der verschiedensten Art wird. August von Goethe, zu jener Zeit schon zweiundzwanzig Jahre alt, aber recht beschränkten Geistes, war ganz beschämt, seine Mutter auf derlei Bälle begleiten zu müssen, um sie dem Spott seiner Altersgenossen ausgesetzt zu sehen. Ein zeitgenössisches Pamphlet weiß zu berichten, daß die Studenten, geärgert über die anstößige Haltung der Frau des größten Dichters Deutschlands, ihr eine Lehre zu geben beschlossen. Einige vereinigten sich zu einer Eskorte, um ihr bei der Rückkehr nach Weimar auf Eseln vorzureiten. Sie entging dieser Verhöhnung nur durch eine schleunige Flucht aus einem anderen Tore, und die burleske Kundgebung wartete auf sie vergebens. „Welcher Dämon hat ihm diese Hälfte angeschmiedet!“ seufzt Schillers Gattin, als sie in jenen Tagen über Goethe spricht.

Über die traurigen Begleitumstände bei ihrem Tode berichtet die ihr doch sonst zugetane Johanna Schopenhauer auf folgende Weise: „Der Tod der armen Goethe ist der furchtbarste, den ich nennen hörte. Allein, unter den Händen fühlloser Krankenwärterinnen ist sie fast ohne Pflege gestorben, keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugedrückt, ihr eigener Sohn ist nicht zu bewegen gewesen zu ihr zu gehen und Goethe selbst wagte es nicht.... Ihre Unmäßigkeit in allen Genüssen zu einer sehr bösen Periode für unser Geschlecht hatte ihr das fürchterlichste aller Übel, die fallende Sucht zugezogen.“ In Anbetracht der Vererbung und ihrer eigenen Unmäßigkeit kommt hier vielleicht eher eine Art delirium tremens in Frage.

Es will mir scheinen, daß jeder Versuch einer allzu weitgehenden Rechtfertigung an Aussprüchen, wie die vorausgegangenen, scheitern muß. Auch füge ich hinzu, daß Bielschowsky,

der so überaus maßvolle Goethebiograph „Demoiselle Vulpius" streng beurteilt: „Christiane hat sich über das ursprüngliche Niveau sehr wenig erhoben," schreibt er, „und das läßt ahnen, wie sehr Goethe zeitweise von dem Verhältnis gedrückt werden mußte... So hat er während seiner Ehe fortgelebt wie früher. Sein Herz ist frei und gibt sich jeder Neigung hin... Er weiß sein Haus durch Christiane nicht hinreichend versorgt... Wenn schon eine schwere Verstimmung bei Goethe ernste Störungen seiner körperlichen Funktionen hervorrufen konnte..."[1]), fügt er aus Anlaß von Goethes schwerer Erkrankung um 1800 hinzu, diese teilweise auf die „elenden häuslichen Verhältnisse" zurückführend. Dieses Bild ist weit von demjenigen entfernt, das Christiane als eine Friedensbringerin des Hauses malt.

Meines Erachtens nach ist der Tod seiner Frau für Goethe eine wirkliche Erlösung gewesen, jenen Tränen zum Trotz, die er zur Zeit ihres Hinscheidens aus der Ferne ihr nachweinte. Denn erst als Witwer wurde es dem Dichter in der Folge möglich, jene patriarchalische Haltung voll klarer Würde anzunehmen, in der Eckermann ihn der Nachwelt überlieferte, die trotz allem von ihren genialen Führern eine moralische Haltung verlangt. Ist die Vorstellung wohl denkbar, Christiane, durch das Alter noch vergröbert und schwerfälliger geworden, jeden Augenblick als dritte in den berühmten Gesprächen auftauchen zu sehen? Der Goethe, an dessen Seite diese so wenig dekorative Genossin fehlt, ist es, dessen Gedächtnis unter den Menschen machtvoll fortlebt.

Was man in gutem oder schlechtem Sinne über den Einfluß der Vulpius auf den Charakter und das Talent ihres Gatten auch denken mag, so ist doch ersichtlich, daß durch sie eine lasterhafte Vererbung auf seine Nachkommenschaft überging. August von Goethe (der rohe Mensch, wie ihn H. S. Chamberlain in seinem jüngst erschienenen Goethebuch nennt) war der einzige Überlebende von den fünf Kindern, die sie Goethe schenkte, da

[1]) II. 244.

die vier anderen einige Stunden nach der Geburt starben. Die Unmäßigkeit seines Großvaters mütterlicherseits lag ihm im Blut, und Charlotte von Stein, die ihn trotz alledem liebte, worauf ich nachmals zurückkommen werde, konnte diesen beängstigenden Hang in seiner Kinderzeit schon feststellen. Der Tod ereilte ihn in der Blüte der Jahre, von den Seinen entfernt, gerade so wie seine Mutter, auch hinterließ er ebensowenig Bedauern wie sie. Was Goethes Enkel anbelangt, so wurde ihr Geschick vielleicht noch kläglicher. Infolge seiner illegitimen Herkunft in seiner Wahl beschränkt, war August eine Zufallsehe mit der anziehenden, doch absonderlichen Ottilie von Pogwisch eingegangen; sie schenkte ihm eine Tochter, die in den Übergangsjahren dahinging, und zwei Söhne, die beide unvermählt blieben. Man muß die wahrheitsgetreuen Erinnerungen der Baronin Gutstedt[1]) über das trostlose Dasein dieser „Tantaliden" lesen, die unter dem Druck einer auf ihnen lastenden psychischen Vererbung dahinsiechten.

4. Goethe und Charlotte nach dem Bruch. — Dido.

Das ist also jene Frau, über deren bedeutungsvolles Zusammenleben mit Goethe Charlotte zu Beginn des Frühjahrs 1789 Kenntnis erhält, nachdem das Verhältnis bereits einige Monate alt war. Ihr Stolz bäumt sich unter dem Schimpf auf, sich durch eine derartige Persönlichkeit an der Seite des Mannes ersetzt zu sehen, der sie seiner ewigen Treue versichert und der auf dem Punkt gestanden hatte, ihren Sohn Fritz gesetzlich an Kindesstatt anzunehmen. Unter den bereits angegebenen Umständen bricht sie sofort alle Beziehungen ab und, wenn auch das Hofleben des engen Weimarer Kreises sie wiederholt mit Goethe in Berührung bringt, so bleiben die Mißhelligkeiten zwischen ihnen doch ungefähr zwölf Jahre in schroffster Weise bestehen.

[1]) Veröffentlicht durch Lili Braun unter dem Titel „Im Schatten der Titanen". Braunschweig 1909.

Als Entschuldigung für die Verbitterung, die Charlottens Korrespondenz während dieser Periode ihres Lebens erfüllt, muß ihre von jeher zarte Gesundheit gelten, die unter der Einwirkung dieses so überaus harten Schicksalsschlages vollständig zusammenbrach, der ihren Verstand dem theoretischen Pessimismus unrettbar zutrieb. Eine Lebensdauer von fast noch vierzig Jahren war ihr beschieden, die jedoch, durch folternde Kopfschmerzen, die die Empfindung einer fortdauernd lärmend arbeitenden Maschine im Gehirn hervorriefen, zu einer unausgesetzten Marter wurden. „Ich bin seit einigen Monaten recht leidend", schreibt sie eines Tages, „und auf dem linken Ohr taub, dies möchte nun so hingehn, aber dabey habe ich das unsäglichste Lärmen, Sausen und Pochen im Kopf, und meine eigenen Worte machen mir einen unerträglichen Klang, daß ich von meinen eigenen Worten nicht gewiß bin, und möchte mich besser zum ordre de la Trappe schicken, wo man nichts mehr zu sagen hat, als memento mori!" — Zu Zeiten der Besserung erklärt sie: „Ich könnte auch wie Einsiedel, als ihn der Herzog nach seiner Gesundheit fragte, antworten: ‚Erträgliche Schmerzen überall!'" —

Während ihrer kummervollsten Stunden schreibt sie, um ihrer Bitterkeit Worte zu verleihen, jene herbe Tragikomödie „Dido", über die Schiller, zweifellos der Vergangenheit der Verfasserin und den Anspielungen des Werkes recht fremd gegenüberstehend, in gutem Glauben seine Bewunderung aussprach und den Rat gab, sie unverzüglich in Druck zu geben. Dennoch gelangten diese Blätter erst lange Jahre nach Charlottens Tod an die Öffentlichkeit, und zwar erst dann, als die Herausgabe der an sie gerichteten Briefe Goethes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Hier einige charakteristische Proben daraus: Man erfährt, daß der Dichter Ogon (Goethe) unter der Führung der liebenswürdigen Elissa (Frau von Stein) einige Zeit auf den Wegen der Tugend wandelt, da diese ihm jedoch unbequem erscheinen, vertauscht er sie mit blumengeschmückteren Pfaden. „Die Natur hat es zu wenigen einzelnen Wesen

ihres Ideals bringen können," läßt die ironische Feder Charlottens diesen karikierten Jünger der ästhetischen Mystik zu seiner Entschuldigung sagen; „diese waren ihr Zweck," fügt er erläuternd hinzu, „und in diese Gattung gehören wir Poeten und Philosophen, von denen sie sich's eigentlich noch recht vorsagen läßt, was sie gemacht hat; das Übrige ist das Gewürme, das unbemerkt zertreten wird. — Ich war einmal", fährt er fort, „ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert; ich glaubte oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden!" — Hierzu muß bemerkt werden, daß Goethe in den Jahren 1790 bis 1800 bedeutend stärker wurde, um im Alter erst auf eine normale Körperfülle zurückzugehen. Charlottens Briefe und diejenigen ihres Sohnes Karl bringen oft gewöhnliche Anspielungen auf dieses unschöne Übermaß; und der Wahrheit gemäß muß zugegeben werden, daß das Goethebildnis Meyers, seines Freundes und Tischgenossen, ein höchst realistisches Zeugnis dieser Fettsucht bietet, ebenso wie die Züge des Dichters um 1795 einen ängstlichen und verdüsterten Ausdruck tragen. „Sieh," fährt der Ogon in Dido fort, „ich will dir freimütig ein Geheimniß offenbaren! Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen. Also, was ich dir vorher sagte, paßt nicht auf mich; ich zähle mich jetzt auch unters Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihnen, und bin ein recht gutmütiger Narr." — Das ist allerdings ein Partherpfeil: denn diese Anrufung gilt Christiane und den Ihrigen, die des großen Mannes Hausgenossen geworden. — Elissa erwidert darauf mit weit größerem Gleichmut, als ihn Frau von Stein zurzeit gezeigt hatte: „Einmal betrog ich mich in dir, jetzt aber sehe ich allzugut, ohngeacht des schönen Kammstrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und diesen ist kein Gelübde heilig." — Dies ist eine Anspielung auf Goethes Wunsch nach einer ehe-

lichen Verbindung um 1781, ein von seiner eigenen Hand unterschriebenes Verlangen, das nun der Vergessenheit anheimgefallen war.

Zum Schluß endlich — in cauda venenum — kommt der unselige Ausspruch Goethes über ihren unmäßigen Kaffeegenuß wieder, der einige Jahre vorher den Bruch mit Charlotte vollendet und ihre Korrespondenz dauernd aufgehoben hatte. „Diese falschen Vorstellungen", fährt Ogon freimütig fort, „kommen von einem dir ungesunden Trank, den ich dir immer verwies. Gönne dir nur von dem rechten geistigen Erdensaft, und du wirst dich bald mit dem schönen Bild (das des Satyrs), das du dir von mir machst, vertragen." — Elissa antwortet, auf der Höhe ihrer ironischen Erregung angelangt, sie möchte ihre Sicherheit nicht in seine Hände legen, da seine Moral von der Küche abhänge. „Du weißt, daß ich dich einmal liebte", gibt Ogon mit ruhigem Zynismus zurück. „Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen, aber echte menschliche Natur ist schlangenartig, eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal wieder abwerfen: diese wäre nun bei mir herunter!" — Das ist wiederum ein von Goethe gern gebrauchtes Gleichnis. So ätzend ist die Erbitterung, mit der Frau von Stein — trotz allem vielleicht entschuldbar — durch zehn lange Jahre den Treubruch geißelte, als dessen Opfer sie sich sowie die nach ihrer Meinung leichtfertigen Liebeshändel Goethes mit Christiane Vulpius betrachten mußte.

Um das Jahr 1800 findet dann doch eine gewisse Annäherung zwischen den so lange getrennten Freunden statt, und sonderbarer Weise gibt der kleine Sohn Christianens, August Goethe, den ersten Anlaß dazu. Infolge der Freundschaft, die beide Väter verband, wird dieses Kind der Spielkamerad des kleinen Karl Schiller. Dessen Mutter war, wie wir wissen, Frau von Steins vertrauteste Freundin, fast ihre Adoptivtochter. In der Folge besuchten dann beide Kinder die alte Dame, die stets etwas zum Naschen oder eine kleine Freude für sie bereit hielt. Bei dieser Gelegenheit fand Charlotte in den Zügen und

besonders im Wesen des kleinen Bastards etwas vom Vater wieder, ein Umstand, der ihre Rührung hervorrief, andererseits gab es aber auch Tage, an denen niedrige Gewohnheiten, die Früchte der mütterlichen Erziehung, hervortraten, um sie dann aufs tiefste zu verletzen. Mit der Zeit gewann die Zuneigung die Oberhand. Wie einst Goethe in dem jungen Fritz, den er in sein Haus genommen und adoptieren wollte, verwandte Züge seiner Freundin zu erblicken meinte, so gewöhnte sich auch Charlotte daran, durch ähnliche Vergleiche mit dem kleinen August ergreifende Rückerinnerungen an eine ferne Vergangenheit zu feiern, und für diese Empfindung zeigte Goethe sich empfänglich.

Im Tone einer zarten Zurückhaltung bedankte Goethe sich bei der Baronin, und das bildete den Anfang eines zuerst recht gezwungenen Verkehrs, der mit der Zeit jedoch häufiger und herzlicher wurde. Die früheren Freunde kamen so weit, wieder liebenswürdige Briefe, kleine Geschenke und Eßbares zu tauschen, allerdings nur in weit längeren Zwischenpausen als einst. Wenn auch Charlottens Erbitterung in Briefen an Dritte hin und wieder noch aufflammte, so hatte sie nun gelernt, sie dem Dichter gegenüber zurückzuhalten, ohne jedoch ihrer „Offenherzigkeit" Abbruch zu tun, was jener Tag beweist, an dem sie die Bemerkung machte von der beginnenden Ähnlichkeit des Malers Meyer, der unter Goethes Dach lebte, mit Goethe selbst. „Den Teufel noch einmal, Dame!" erwiderte der große Mann, „ich will doch sehen, wer immer mit mir lebt und mir nicht ähnlich werden soll." — „Gewiß," gab sie sofort zurück, verletzt durch den Ton, der ihr die formlose Wertherzeit von 1775 in Erinnerung brachte, „aber nur Ihre Ruchlosigkeiten macht man Ihnen nach." —

In einem Brief von 1813 an ihren Fritz erzählt Charlotte eine Begebenheit, die mir außerordentlich typisch für die Beziehungen ihres Alters zu ihrem gewesenen Verehrer zu sein scheint. Zum 31. August jenes Jahres, dem Geburtstage Goethes, hatte sie sich vorgenommen, ihm eine Ananas zu verehren. Der

Sommerabend war schon ziemlich vorgeschritten, als sie in Begleitung ihrer Kammerfrau ausging, um ihm eigenhändig die duftende Gabe zu überbringen. Im herzoglichen Park, den sie durchschreiten mußte, umwob ein starker Mondschein die hundertjährigen Bäume. Bald bemerkte sie den großen Mann auf einer Bank in Gesellschaft der Sängerin Engels, mit der er damals galante Beziehungen unterhielt. Die junge Dame sang ihm Lieder vor, die sie sich auf der Gitarre begleitete. Beim Anblick dieser Szene, die sie dem Alter und der Stellung des Dichters wenig würdig fand, fühlte sie einen solchen „Stich ins Herz", wie sich die alte Dame charakteristisch ausdrückte, daß sie sich unbemerkt wieder zu entfernen beschloß. Zuvor jedoch näherte sie sich dem in Musik versunkenen Paare leise von rückwärts, ließ die Ananas mit größter Vorsicht zu Goethes Füßen gleiten, um sich dann, ohne die Aufmerksamkeit des sentimentalen Paares erweckt zu haben, zurückzuziehen.

Ist diese stumme Szene nicht wahrhaft rührend? Sie scheint mir die Beziehungen, die diese beiden Wahlverwandten verknüpften, in vorzüglicher Weise zusammenzufassen: einerseits die Gabe der steten Verjüngung bei dem großen Dichter, das Streben nach einem maßvollen Epikurismus — andererseits das Zartgefühl Charlottens, die beinahe übertriebene Verletzbarkeit ihres Herzens, die in ihrem Verhältnis zum Freunde zuerst ihre Stärke, dann ihre Schwäche geworden war. Wenn man will, läßt sich hier auch ein Zug jener puritanischen Engherzigkeit nachweisen, die bis zuletzt die Geistesverfassung der Baronin kennzeichnet.

5. Charlottens geistiger Wert.

Muß man denn einer derartigen Frau, nach dem Beispiel des gelehrten, doch in Paradoxen sich gefallenden Professors Engel, tatsächlich Verstand und Herz zugleich absprechen und die langjährige Begeisterung Goethes für diesen Verstand und für dieses Herz ausschließlich dem Blendwerk der Liebesillusion

zuschreiben? Soll man sie einerseits für minderwertig, unbedeutend und beschränkt halten, weil die Hofluft frühzeitig jede Eigenart ihrer Gedankenwelt ersticken mußte; andererseits für herrsch- und zanksüchtig, für hämisch und oftmals sogar boshaft in ihrem Verkehr mit ihrer Familie wie mit ihren Freunden? Professor Engels Angriff ist ebenso aufrichtig wie unerbittlich. Er könnte die Widerlegung zu einer ähnlichen Maßlosigkeit verlocken. In meiner Antwort werde ich mich jedoch bemühen, ausschließlich Tatsachen sprechen zu lassen.

Charlottens geistiger Wert enthielt, was wir gern zugeben, nichts besonders Außergewöhnliches; wir müssen jedoch gleichwohl hinzufügen, daß das Verlangen nach einer höheren Kultur ihr immer gegenwärtig blieb, und daß sie nach dem Beispiel ihres berühmten Freundes ihr ganzes Leben hindurch daran arbeitete, ihren Geist mit neuen Erkenntnissen zu füllen. Besonders hat die Astronomie nie aufgehört, ihre lebhafte Einbildungskraft zur Sternenwelt emporzuheben; noch als Zweiundachtzigjährige studiert sie neue astronomische Lehrbücher, und das ist wohl der Grund, weshalb Goethe, kurz vor seinem Ende, in der Makarie des zweiten Teils seines „Wilhelm Meister", diese Neigung seiner alten Freundin verewigen wollte. Wir sehen sie in ihrer Korrespondenz einem schlesischen Gönner ihres Fritz, dem Grafen Hoym, der sich trotz seines hohen Alters dem Mathematikstudium zugewandt hatte, in charakteristischer Weise Beifall spenden: „Daß der Minister Hoym noch in alten Tagen Mathematik studire, finde ich recht hübsch, wenn er auch keine moralische Anwendung mehr davon machen kann." Bei dieser Gelegenheit fügt sie eine Würdigung der menschlichen Tätigkeit keit hinzu, die in Wahrheit echt goethischen Geist verrät. „Denn alles womit wir unsre Kräfte üben, bleibt uns im künftigen Leben unverloren." Das glaubt sie: „wenigstens ist dieß ein köstlicher Glaube". — Allerdings! — Man könnte sogar hinzufügen, daß diese Anschauung, natürlich in rein geistigem Sinne genommen und als Lohn für ganz anders geartete Vorzüge, eine Umgestaltung des christlichen Paradieses bedingt,

das vorzugsweise für die Armen im Geiste erschaffen ist. Und es ist bekannt, daß Goethe sein ganzes Leben hindurch eben jenes Paradies eher als das christliche zu erwerben trachtete. Ist aber ein derartiger Gedanke aus der Feder einer Frau nicht erhaben und der Bewunderung wert? — Es ist noch hinzuzufügen, daß sie nach der Dido, die, wie wir sahen, Schillers Billigung gefunden, mehrere Komödien schrieb, freilich von noch geringerem Wert, die aber dennoch als Zeugnis ihrer literarischen Neigungen und der Leichtigkeit ihrer Schreibweise zu beachten sind.

In ihrer Jugend christlich gesinnt und sogar, dank den von ihrer Mutter erhaltenen Lehren, dem mystischen Pietismus zugeneigt, verliert Charlotte unter dem Druck eines schweren Lebens ebenso wie unter der Einwirkung des romantischen „Paganismus" ihres glorreichen Freundes ihren evangelischen Glauben. Infolgedessen war sie, zur Zeit, da Goethe sie verließ, den Angriffen eines harten Geschicks vielleicht wehrloser preisgegeben, als da er sie kennen lernte, während er selbst, aus der wesentlich moralischen Nahrung, die seine Freundin ihm im Überfluß bot, manches sich aneignete, um durch dieses Manna fürs Leben gestärkt und reich gemacht zu werden. Verfolgt das Genie aber nicht gewöhnlich auf diese Weise seinen schwindelerregenden Pfad? — Charlottens gereifte Philosophie trug demnach ein heraklitisches Gepräge — eine Bezeichnung, die sie selbst bevorzugte — deren Hauptinhalt ein resignierter Pessimismus war, den kein Lichtstrahl erhellte. Ein psychologisch gewiß durchaus annehmbarer Pessimismus; denn eine illusionslose Betrachtung der menschlichen Natur gehört zu den Vorbedingungen für das Gleichgewicht und die Richtigkeit unserer Lebensbahn: außerdem jedoch auch ein moralischer Pessimismus, dem die Gefahr der Übertreibung nahegelegen haben würde, wenn nicht der sichere Verstand der Baronin seine Bitterkeit oftmals eingedämmt hätte. So hatte sie eines Tages mit Schiller einen höchst lebhaften Meinungsaustausch über seine eben erschienenen berühmten Briefe „Über die Erziehung", dieses Brevier einer

ästhetischen Mystik, die von einem Stoizismus durchtränkt ist, der sie zum edelsten Lehrsatz erhebt: „Wir haben uns ganz müde über das Menschengeschlecht gestritten," schreibt sie an Fritz, „welches zu verbessern (ihm) möglich scheint, mir aber nicht. Endlich mußte er mir zugeben, daß die menschliche Natur nicht zu verändern sey, aber das Streben nach etwas Höherem ihr doch eigen wäre, sagte er. Das gab ich ihm zu, indem der Mensch sich moralisch erheben könnte." — Es dürfte schwer fallen, eine treffsicherere Auslegung zu finden wie diese, die meines Erachtens der Ausdruck der Weisheit und Klarheit selbst ist. Freilich widerspricht der zweite Teil des Satzes, dem ich zustimme, dem übermäßigen Pessimismus des ersten. Wenn jeder einzelne die Möglichkeit besitzt, in der moralischen Sphäre bergan zu steigen, so ist eine Besserung des Menschengeschlechtes möglich. Daß sich diese fortschrittliche Erhebung unter der geistig höherstehenden Menschheit bereits im hohen Maße betätigt hat, unterliegt keinem Zweifel.

In ihrem Bericht über diese so interessante theoretische Unterhaltung fährt Charlotte folgendermaßen fort: „Schiller", schreibt sie, „wollte behaupten, daß die Menschen durch Kunstgefühle erhoben würden (das ist bekanntlich der Grundgedanke des Werkes, über das dieser Meinungsaustausch erfolgte). Mir däucht, dawider streitet die Erfahrung; mir däucht sogar, die Kunstgefühle erkälten das Herz." — Zu diesem Aphorismus bekennt sie sich mehr als einmal unter den verschiedenartigsten Formen; derselbe entspringt jedoch, trotzdem er auf Erfahrungen basiert sein will, die sie nicht näher bezeichnet, hauptsächlich ihrer persönlichen Erfahrung mit Goethe, einer Erfahrung, der ihr bis zu einem gewissen Grade berechtigter Groll und ihre leidenschaftlichen Klagen über das Verlorene zugrunde liegen. Ihrer Meinung nach von einem hochstehenden Künstler ohne ersichtlichen Grund verlassen, begann sie alle jene, die sie der französischen Sitte gemäß mit dem Namen „Schöngeister" bezeichnete, einer angeborenen Kälte des Gefühls zu verdächtigen, was natürlich für jene ebensowenig zu-

trifft, wie für jeden anderen Lebenskämpfer und zu Beginn des Romantismus erst recht keine Berechtigung hatte, da sich diese mystische Bewegung ausdrücklich auf dem Kultus des „Gefühls“ und auf der Apotheose des „empfindsamen Herzens“ aufbaute. Wenn tatsächlich die Schönheit weder durch die „Natur“ noch durch den herrschenden Instinkt erläutert wird, wie es Jean Jacques vorschlug, sondern durch Ordnung, Maß und Harmonie, wie es Schiller damals unter dem Einfluß der Grundsätze des rationellen Kantismus festlegte, als diese suggestive Unterhaltung mit der Baronin stattfand, so bildet das ästhetische Gefühl, wie er behauptet, allerdings einen Grundzug des sozialen Fortschritts, ebenso wie die moralischen Erfahrungen im eigentlichen Sinne. —

Der Gattin Schillers, die ihr von einer anatomischen Entdeckung im menschlichen Gehirn berichtet, antwortet Charlotte durch folgende charakteristische Zeilen: „Ich wollte, Sie hätten mir noch mehr von den gelbrötlichen Streifen geschrieben, die sich durch die Masse des Gehirns schlingen, und ob sie dem Gehirn des Thieres fehlen. *Aber die Vernunft ist nur ein Resultat;* ich kann also nicht glauben, daß sie wo in unserm Kopfe sollte sichtbar sein.“ — Das ist wiederum ein tiefer Gedanke. Denn da die Vernunft nichts anderes ist als eine von der Gattung angesammelte Menge materieller und sozialer Erfahrungen, so konnte Charlotte mit Recht glauben, daß diese Fähigkeit vielleicht einen Grad der Intelligenz vorstelle, was ihre Frage in bezug auf das Gehirn der Tiere beweist. Das menschliche Vorrecht würde demnach hauptsächlich in der Fähigkeit einer raschen Synthese bestehen, die uns eine viel breitere Ansammlung unserer Lebenserfahrungen gestattet hätte.

Noch ist hinzuzufügen, daß sie selbst in geistreicher Weise sich über theoretische Gedanken aussprechen konnte, die ihr Leben voll einsamen Nachdenkens ausfüllten. Als sie eines Tages ihren alten Freund Knebel um eine charakteristische Grabschrift anging und zur Antwort erhielt, daß er sich dazu für inkompetent halte

und sie diese Aufgabe selbst übernehmen möge, antwortete sie ihm ohne weiteres: „Hier haben Sie meine Grabschrift[1]):

„Sie konnte nichts begreifen, die hier im Boden liegt,
Nun hat sie's wohl begriffen, da sie sich so vertieft" —

Ein anderer Brief an Knebel aus ihrem Greisenalter[2]) betont ihre beständige Gewohnheit, Betrachtungen anzustellen, die wohl eher moralischer als rein geistiger Natur sind. „Ich bin über das arge Taubsein ganz in mich gekehrt, und spaziere in mein vergangenes Leben herum, ob ich wohl Etwas in einer zukünftigen Existenz aus jetzigen Erfahrungen könnte besser machen. Da kommen immer Abers dazwischen, die ich nicht fassen kann." Liegt dieser bündigen Form nicht wieder ein tiefer Gedanke zugrunde?

Ihrer weitverzweigten Korrespondenz könnte man noch hier und da manchen reizenden Ausspruch entnehmen, ich begnüge mich jedoch damit, ihre Charakterisierung der Frau von Staël wiederzugeben, als diese berühmte Fremde Weimar zum ersten Male besuchte. Der Ausspruch trägt ein philosophisches Gepräge, wie es Charlotten oft eigentümlich war, und fußt auf Vorstellungen der Seelenwanderung, die dem mystischen Romantismus auf allen seinen Etappen teuer blieb und die bestimmtere Vorstellung des christlichen Paradieses ersetzte. „Sie hat einen tausendfachen Geist," schreibt Charlotte, „der Himmel weiß, wie viele Individualitäten durch ihre Entstehung sind zu Grunde gegangen und in was für Herden von Köpfen bei ihrer Auflösung diese Geister wieder hineinfahren werden." — Eine Apologie voll Zartgefühl, die dem Gaste sicherlich geschmeichelt hätte, wenn sie zu seiner Kenntnis gelangt wäre. — Ich glaube, daß jeder, der die Mühe eines Eindringens in die Briefe der Baronin nicht scheut, ihr weder natürlichen Verstand, noch eine reizvolle Schreibweise absprechen und manchen tiefen Zug entdecken wird.

---

[1]) Bode, Stunden mit Goethe. VII.
[2]) Düntzer. II 495.

6. Frau von Steins Herzenseigenschaften.

Waren ihr nun in der Tat die Gaben des Herzens weniger zuteil geworden als diejenigen des Geistes? — eine Beschuldigung, die wiederholt laut geworden ist. Bode, ihr letzter deutscher Biograph, weist gerechterweise darauf hin, daß sie während ihres ganzen Lebens keinen Feind besaß. Erst lange nach ihrem Tode sind ihr die Angreifer entstanden, damals erst, als infolge der Herausgabe der Briefe und Billette des Dichters ihr Einfluß auf Goethe offenkundig wurde, und die Gefahr bestand, gewisse voreingenommene Ansichten über die moralische Entwicklung des großen, vergötterten Dichters zu erschüttern. Immerhin ist zuzugeben, daß in ihrer konzentrierten Energie, die der hervorragendste Zug ihrer moralischen Persönlichkeit bleibt, eine gewisse Schroffheit unverkennbar ist. Ihrem Vater, ihrem Gatten, ihrem zweiten Sohne Ernst, der als Jüngling an Knochentuberkulose dahinsiechte, hat sie aufrichtig den Tod gewünscht, als sie sie ohne Hoffnung auf Heilung leiden sah, und unser, in herkömmlichen Vorstellungen befangenes Gefühl empfindet solche Aufrichtigkeit verletzend. Die Wahrheit gebietet jedoch zuzugeben, daß viele, von Grund aus gute, sogar tiefreligiöse Menschen bei derlei Gelegenheiten ähnliche Wünsche ausgesprochen haben. Flaubert, von seinen Freunden der „gute Riese" genannt, berichtet in seiner Korrespondenz mit Louise Colet von einem Ausruf, der sich ihm vor dem Tode seiner jungen Schwester wie ein Herzensschrei entrang, und der trotzdem seine ganze Umgebung empörte. Man sprach von der Qual, die seiner Mutter bevorstehe, der er Zeit seines Lebens mit der innigsten Liebe zugetan war: „Ach, könnte sie doch mit sterben!" rief er aus, und er war auch später, nach reiflichem Nachdenken überzeugt, nie etwas Zärtlicheres ausgesprochen zu haben.

Professor Engel macht unter anderem Charlotte ihre an Ironie streifende Herzenskälte zum Vorwurf, mit der sie in ihrer Korrespondenz die vielen Verluste aufzählt, die Goethe durch den Tod der Kinder von der Vulpius erlitt, die beinahe alle

totgeboren zur Welt kamen. Die Ursache, weshalb ihre Ruhe sie in diesen Fällen verließ, dürfte nach allem Gesagten begreiflich erscheinen! Daß August von Goethe im Gegensatz hierzu von ihr geliebt wurde, seiner Herkunft zum Trotz, habe ich bereits hervorgehoben. — Ihr Sohn Karl endlich, ein braver, gutherziger Mensch, doch in mancher Hinsicht ein Original, der wenig Gemeinsames mit ihr hatte und eher seinem Vater Josias ähnelte, beschuldigt in einigen Briefen von 1797 und 1798 seine Mutter einer schweren Launenhaftigkeit ihm und ihren Dienstboten gegenüber. Auch hierfür finden sich für Charlotte vielfache und schwerwiegende Entlastungen, auch ohne ihre zerstörte Gesundheit in Betracht zu ziehen. Einerseits glaubte sie ihren Sohn Fritz bei der Erbschaftsteilung zum Vorteil von Karl verkürzt, was sie gegen ihren Ältesten einnehmen konnte. Andererseits war sie bei ihrer Witwenrente von ungefähr 900 Talern zur vorsichtigsten Lebensweise gezwungen, um Ersparnisse für ihren in Schlesien lebenden Sohn Fritz machen zu können; sie betrieb diese Ersparnisse mit einem derartigen Stoizismus, daß sie ihre einfachen Mahlzeiten sogar nicht im Hause zubereiten ließ. Diese heroisch durchgeführten Entbehrungen hatten zur Folge, daß sie von nur gering bezahlten und daher minderwertigen Dienstboten umgeben war, die zu behandeln nicht leicht fiel. — Derselbe Gewährsmann für diese Beschuldigung, Karl von Stein, gibt andererseits seiner Mutter wiederholt das liebenswürdigste Zeugnis für ihre Zärtlichkeit und das Zartgefühl ihres Herzens[1]).

„Es ist eine angenehme Empfindung, jemanden zu lieben, ich behaupte noch angenehmer als geliebt zu werden“[2]), schreibt sie eines Tages ihrem Sohne Fritz. Ist das wohl der Ausspruch einer Hartherzigen? Ein anderes Geständnis an denselben Korrespondenten gibt eine Erklärung für ihre Empfindung, daß der Liebesquell in ihrem Inneren zu versiegen

---

[1]) Düntzer. II 97, 488 usw.
[2]) Düntzer. II 278.

ſcheine, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade: „Von unſerem ehemaligen Freunde (Goethe)“[1]), ſchreibt ſie 1792, „habe ich wieder etwas Schlechtes gehört! (Wahrſcheinlich in bezug auf ſeine Beziehungen zu Chriſtiane.) Wenn ich ihn nur aus meinem Gedächtnis wiſchen könnte... es iſt die ſchönſte aller Empfindungen, lieben zu können... Du biſt zwar früh von einem Freunde hintergangen worden (es handelt ſich hier immer um Goethe und ſeine Quaſi-Vaterſchaft Fritz gegenüber, über die ich bereits berichtete)[2]), es iſt aber beſſer früh als ſpät, wo ſich die Wunde nicht wieder auswächſt.“ — Noch iſt hinzuzufügen, daß dieſer Fritz, den ſie bis zu ihrem letzten Atemzuge vergötterte, ein redlicher Charakter war, doch von durchaus kaltem Herzen und nicht ohne einigen egoiſtiſchen Anſtrich. Von den beiden Ehen, die er bald nacheinander in Schleſien einging, wo er ſich in der Hoffnung auf ein ſchnelleres Emporkommen als in Weimar niedergelaſſen hatte, endete die erſte durch einen frühzeitigen Tod der jungen Frau, deren Vertrauen und Zuneigung er ſich nicht zu erobern verſtanden hatte, die zweite durch eine baldige Trennung von der neuen Gefährtin, die es vorzog, zu den Ihrigen zurückzukehren, da ſie von der Unmöglichkeit eines Glücks an der Seite ihres Gatten überzeugt war. In einem merkwürdig charakteriſtiſchen Traum ſieht die Mutter (der Goethe ſelbſt eine prophetiſche Traumgabe zugeſtand) eines Nachts, ihn vollſtändig mit Gips bedeckt, ein recht bezeichnendes Symbol für die Haltung, die er während ſeines ganzen Lebens einnahm. Der Lieblingswunſch ihres Lebens, ihr Alter an der Seite ihres Fritz zu verbringen, ſcheitert an ſeiner Überſiedelung in die Fremde, ohne daß dieſe Vernachläſſigung die leidenſchaftliche Zuneigung zu verringern imſtande iſt, die ſie ohne Rückhalt ihm entgegenbringt.

---

[1]) Düntzer. I 361.

[2]) Von einer wirklichen Vaterſchaft konnte, dieſem Gerücht zum Trotz, nicht die Rede ſein, da Fritz drei Jahre vor Goethes Ankunft in Weimar geboren wurde.

Eine noch viel glänzendere Rechtfertigung für Charlottens Herzenseigenschaften bieten die Gefühle, die ihre Freunde für sie hegten. An erster Stelle ist hier die strenge, kalte und starre Herzogin Luise von Weimar zu nennen, jene Heldin von 1806, die Napoleon Widerstand zeigte und ihr kleines Vaterland vom Untergange rettete. Diese Frau von hohem, moralischem Wert nimmt gewissermaßen unmittelbar nach den Ereignissen von 1788 Goethes Stelle bei Frau von Stein ein, wenigstens in ihrer Haltung, die an Vergötterung streift. Während mehrerer Jahre sieht man diese Fürstin in der Tat Charlotte mit Briefen überhäufen, die in dem Ausdruck ihrer freundschaftlichen Hingebung an diejenigen des Dichters gemahnen. Und dennoch hätte Frau von Stein ihrem Alter nach die Mutter ihrer Fürstin sein können. „Die Tugend", schreibt ihr die Herzogin 1792, „ist nur das Eigenthum Einzelner und wird nie allgemein werden. Glücklich sind die, welchen sie während ihres Lebenslaufes begegnet; ich habe das Glück gehabt, ihr in Ihnen zu begegnen, und dieß macht mich sehr glücklich... Ich habe immer bemerkt, daß es mir unmöglich wäre, ohne Sie zu leben. Sie fehlen mir überall ... Nennen Sie mir ein Mittel, daß ich Sie weniger liebe; denn vor närrischer Liebe quäle und beunruhige ich Sie. Ich weiß, daß ich Ihnen oft wunderlich und seltsam erscheinen muß, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß dieses sich ändern wird und daß, wenn mit Ihrer Ankunft mein Mißtraun verschwunden ist, ich mich gegen Sie ausgesprochen und Ihnen einmal Alles, was ich auf dem Herzen habe, gesagt habe, ich ganz geheilt sein werde." (Charlotte weilte nach Ansicht der Herzogin viel zu lange auf Schloß Kochberg.) „Unterdessen entschuldigen Sie meine Griesgrämigkeit mit der Freundschaft zu Ihnen; denn liebte ich Sie nicht so, wie ich thue, dann wäre es mir gleichgültig, ob Sie mich liebten oder nicht. Sie sind mir die liebste meiner Freundinnen; nie habe ich Jemand so geliebt, wie Sie, noch werde ich es thun." — Nun, man kann es sich wohl kaum vorstellen, daß, nach einem vertrauten zwanzigjährigen Umgang, von seiten der Fürstin derartige Dithyramben einer Untertanin

gewidmet werden, bei der Kopf und Herz gleich schlecht bestellt sein sollen! — Später faßt die reizende Maria Pawlowna, die Schwiegertochter der Herzogin Luise, jene Schwester des Kaisers Alexander, die 1804 den Erbprinzen von Weimar ehelicht, dabei aber den Titel einer russischen Großfürstin in Deutschland beibehält, ebenfalls eine Zuneigung zur alten Dame, trotzdem sie sie in den unvorteilhaftesten Verhältnissen kennen lernt, die den Gebrechen des Alters und kleinen Verhältnissen entspringen. Während eines Zeitraums von fast fünfundzwanzig Jahren sieht man sie Charlotten Beweise ihrer Hochachtung geben und sie oftmals in ihrer Zurückgezogenheit besuchen. Lotte Schiller, deren Mutter eine herzliche Freundschaft mit Frau von Stein verband, betrachtete sie wie eine zweite Mutter und wurde von ihr stets als Tochter behandelt. Im Jahre 1799, als die junge Frau infolge einer schweren Niederkunft an Blutarmut im Gehirn litt, ging die Baronin so weit, sie zu sich zu nehmen, um ihr die treueste Pflege angedeihen zu lassen. Eine Aufopferung, die gewiß hochgeschätzt zu werden verdient bei einer Frau, deren eigene Gesundheit und Nervensystem so schwer geprüft war. „Sie wissen, wie ich ihre liebe Mutter liebe," schreibt die Genesende an Fritz, „ich finde mich nun nach und nach selbst wieder in ihrer Nähe[1])."

Der Major von Knebel, Goethes erster Freund in der Umgebung des Herzogs, brachte Frau von Stein eine ganz besondere Verehrung entgegen. Wilhelm Bode hat in seinen „Stunden mit Goethe" jetzt einen Teil dieser Korrespondenz veröffentlicht[2]), und die Briefe dieses alten Paares sind von einem köstlichen Reiz: „Ich höre, er (Goethe) ist recht vergnügt", schreibt Charlotte im April 1810. „Das freut mich. Ich wollte, er lebte hundert Jahr und ließ mir nur manchmal Etwas von seinem Andenken ins Elysium sagen... Sie sind auf dem guten Wege des Glaubens? Das ist hübsch, daß er Ihnen

[1]) Düntzer. II 120.
[2]) Stunden mit Goethe. Band 6—9.

im Alter kommt! Mit mir ist's umgekehrt, ich habe keinen Glauben mehr, aber Ergebung, und so lebe ich auch still fort und freue mich, daß ich Ihnen manchmal einen Gedanken meines Herzens sagen kann." —

Im folgenden aber ist der „Olympier" Goethe nochmals ihrer Kritik unterworfen: „Goethe sah ich einigemal", schreibt Charlotte im Sommer 1811, „und finde ihn recht wohl und recht — kalt. Bei der großen Hitze, die wir zeither haben, kann man sich bei ihm abkühlen..." Dann heißt es einige Wochen später: „Es ist schlimm für seine Freunde, daß er alle Liebe für einen Irrtum des Herzens hält. Wir wollen nicht so denken!" Hätte Goethe wirklich zu jener Zeit in einer so bestimmten Form jene Hygiene des Olympiertums, die in seiner Lebensweise schon so lange Anwendung fand, in Gegenwart seiner alten Freundin betont? Das ist kaum anzunehmen, eher ist in diesem Ausspruch einer jener bitteren Seufzer zu sehen, die zeitweilig immer noch vom Herzen bis an die Lippen der Verlassenen stiegen. — Knebel wenigstens hat der alten Dame gegenüber die hingebendste Zuneigung bewahrt. 1810 schreibt er an seine Schwester: „Wir haben kürzlich, Goethe und ich, recht herzlich das Lob der Frau von Stein miteinander gemacht." — Dann nochmals am 9. Juni 1811: „Frau von Stein war wirklich nach ihrer guten Art ungemein theilnehmend und gefällig..." und etwas später schreibt er über Frau von Stein an Lotte Schiller: „Ich denke so oft an sie, die ihr Leben doch so schön für ihre Freunde fortgeführt hat, und wünsche ihr den fröhlichsten Muth." — Er überlebte sie um einige Jahre und beweinte sie aufrichtig.

Die kleinen Teegesellschaften, die diese Frau voll Energie, Erfahrung und offenherziger Willenskraft unter den den herzoglichen Gewächshäusern entnommenen Orangenbäumen gab, die im Sommer in zwei Reihen vor ihrer Haustür standen, blieben lange für den Weimarer Hof und Adel ein geschätzter Vereinigungsplatz: es war ein Salon unter freiem Himmel, der allerdings nur Tischfreuden von spartanischer Einfachheit, jedoch für Herz und Geist die reichste Nahrung bot. Und Charlotte ver-

stand es bis in ihre letzten Tage — sie verschied im Januar 1827 — sich wahre Ergebenheit zu erwerben: taub, blind und gelähmt fand sie doch die Möglichkeit, sich neue Freunde zu verbinden.

7. Einige allgemeine Urteile.

Ich lasse nun einige allgemeine Urteile folgen; zuallererst dasjenige Schillers, der allerdings einer gewissen Voreingenommenheit für die mütterliche Freundin seiner Frau verdächtig erscheint, dessen Wahrhaftigkeit jedoch zu seinen hervorragendsten Vorzügen gehörte, wofür seine ersten Beziehungen zu Goethe ein vollwichtiges Zeugnis ablegen. Einige Zeilen aus seinem Brief an Charlotte über ihre Dido, diese Tragikomödie, die seinen teuren Freund Goethe in der bereits angeführten satirischen Weise bloßstellte, mögen hier folgen: „Ungern gebe ich Ihre Komposition aus den Händen", schreibt er der Baronin. „Sie hat mich unbeschreiblich interessiert und in jeder Rücksicht. Außer dem schönen, stillen, sanften Geist, der überhaupt darin athmet, und außer Vielem, was im Einzelnen vortrefflich gedacht und ausgesprochen ist, ist es mir, und zwar vorzüglich, durch die Lebendigkeit theuer geworden, womit sich eine zarte und edle weibliche Natur, womit sich die ganze Seele unserer Freundin darin gezeichnet hat. Ich habe Weniges, ja vielleicht noch nie Etwas in meinem Leben gelesen, was mir die Seele, aus der es floß, so rein und so klar und so prunklos überliefert hätte, und darum rührte es mich mehr, als ich sagen kann." — Und so geht der Dithyrambus noch eine Zeitlang fort.

Diesem Zusammenklang von Lobeserhebungen mögen einige leicht abweichende Stimmen folgen. Wie so oft in ähnlichen Fällen, entstammt auch hier die schärfste ironische Verurteilung dem Munde der nächsten Verwandten der Baronin: es ist die Stimme von Amalie von Imhoff, der Nichte Charlottens und späteren Frau von Hellwig. Sie war eine Schriftstellerin mit ziemlich glücklicher Begabung, die von ihrer Tante jedoch als wenig moralisch bezeichnet und als geborene Komödiantin be-

handelt wurde; war sie doch die Tochter jener kläglichen Persönlichkeit, dessen Ehehandel mit Warren Hastings von mir bereits berichtet wurde. Die Entgleisungen dieser Amalie auf dem Hofparkett — sie war kurze Zeit Hofdame — mußten wiederholt von Frau von Stein vermittelst ihres großen Einflusses auf die Herzogin beschönigt oder wieder eingerenkt werden. Trotzdem hat Frau von Hellwig ihre Tante bei jeder Gelegenheit verspottet, ihre Unterhaltung weitschweifig gefunden und ihrem Wesen eine zu schroffe Offenherzigkeit vorgeworfen. Unter Umständen hat sie ihr jedoch auch wieder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, weshalb meines Erachtens ihrem launenhaften Zeugnis wenig Gewicht beizulegen ist.

Eine gewisse Mißachtung hat auch Karl August bisweilen gegen Frau von Stein gezeigt, die ihn, wie wir wissen, als Kind auf den Armen getragen hatte, jedoch sein leichtfertiges Benehmen gegen seine edle Gefährtin, die Herzogin Luise, nicht billigen konnte. Unter einem Verstoß gegen die Etikette von seiten der anerkannten Mätresse des Herzogs, der Sängerin Caroline Jagemann, die er zur Frau von Heygendorf erhoben hatte, mußte auch Charlotte eines Tages leiden. Obschon Karl August zweifellos die Empfindungen der Frau Oberstallmeisterin für sich kannte, so bezeigte er ihr dennoch seine Achtung, wenn sie auch manches Mal seine schlechte Laune zu fühlen bekam. Im Jahre 1828 äußerte er sich in einem Gespräch mit dem Kanzler von Müller über die Vergangenheit und die Rolle der Frauen in Goethes Leben, über die Baronin folgendermaßen: „Sie ist eine recht gute Frau gewesen, aber eben kein großes Licht.“ Im Vergleich zu Goethes geistigem Wert konnten allerdings Charlottens Gaben keine glänzenden genannt werden. Dennoch tut ihr dieses allzu summarische Urteil des Herzogs Unrecht. Über ihre wirklichen Beziehungen zu Goethe wußte er nur wenig, obwohl er sie während eines Besuches bei der Gräfin von Werthern einmal zum Ziel eines unschuldigen Scherzes machte. Da der Husar, der die Postsendungen zwischen Weimar und Neunheiligen zu besorgen hatte, ihm zuerst einen Brief für seinen Minister ein-

händigte, auf dem er Charlottens Schriftzüge erkannte, so schickte er ihn unverzüglich dem Adressaten zu, dessen Ungeduld in dieser Beziehung ihm genugsam bekannt war, doch nicht bevor er wohl an zehn Umschläge darüber gezogen hatte, um auf diese Weise die Geduld und gute Laune des Empfängers einer Prüfung zu unterziehen.

Auch Frau von Egloffstein, eine in der Gesellschaft Weimars wohlbekannte Persönlichkeit schreibt in ähnlicher Weise über Charlotte: „Der Charakter dieser Frau gehörte unstreitig zu den edelsten, und ihr Verstand, der mir zwar nie bedeutend erscheinen wollte, führte sie glücklich an den mannigfachen Klippen des Hoflebens vorüber, obgleich diese noch viel gefahrvoller für sie als Andere waren...“ womit Charlottens Stellung zwischen ihrer alten Beschützerin, der Herzogin Amalie, der Herzogin Luise und dem Herzog Karl August, dem absoluten Herrscher, gemeint ist. — Im großen ganzen ein gerades Wesen, ein vorzügliches Herz bei einem mittelmäßigen Verstande — darin klingt das Urteil der beiden letzten Zeugen aus, die wir vor das Tribunal der Geschichte beriefen.

Vor Schluß meiner Untersuchung möchte ich dem Vorbehalt in den eben zitierten Urteilen vorerst einen bedeutungsvollen Ausspruch aus dem Munde Lotte Schillers an Fritz von Stein aus dem Jahre 1807 entgegenstellen: „Die liebe Mutter finde ich einmal recht heiter, und ihr Geist sieht die Welt und Dinge mit ihrem hübschen Verstand für ihre Freunde recht wohlthätig an[1].“ — Das war auch Knebels Ausspruch, und er will mir charakteristisch erscheinen für den Ton, womit die Ereignisse des Tages besprochen wurden und der aus Billigkeit, Maß und Offenheit bestand. Lotte Schiller fährt fort: „Sie hat so viel in sich, daß es einen immer schmerzt, wenn sie durch äußere Eindrücke an der Wirkung ihres thätigen und lebendigen Verstandes gehindert wird.“ — Das ist eine zarte Anspielung auf die Launenhaftigkeit und die Zeiten der Erbitterung, denen Charlotte infolge

[1]) Düntzer. II 277.

ihrer zerstörten Gesundheit und der Schwierigkeiten ihrer beschränkten Verhältnisse unterliegt.

In diesem Sinne lautet auch das so überaus feinfühlige Urteil der liebenswürdigen Prinzessin Caroline von Weimar, der späteren Erbprinzessin von Mecklenburg, deren Tochter die Herzogin Helene von Orleans, Mutter des Grafen von Paris und des Herzogs von Chartres wird. Ihren hervorragenden Herzenseigenschaften zum Trotz wurde Caroline von ihrer Mutter, der kaltsinnigen Herzogin Luise, wenig beachtet, und Charlotte von Stein suchte nach bestem Vermögen die angeborene Kälte ihrer fürstlichen Freundin durch die zärtlichste Sorgfalt zu ersetzen, die sie dem ohne Grund vernachlässigten Kinde angedeihen ließ. Und die Trennung im Jahre 1810, als die Prinzessin ihrem Gemahl nach Norden folgen mußte, zerriß beiden das Herz. Von Weimar entfernt, schreibt Caroline an Lotte von Schiller im Jahre 1814: „*Unsere Frau von Stein halten Sie nur immer recht warm und haben Sie sie auch lieb in den unpoetischen Momenten, ihren hübschen poetischen Momenten und philosophischen zuliebe!*“ — Ein schöner Ausspruch, der warmer Herzensfülle entsprang. Er verdient es, als Lösung für das zarte psychologische Problem zu gelten, das ich zu beleuchten unternommen hatte.

Es bleibt jetzt nur noch Goethe selbst zu hören, den dreißig Jahre des Triumphs und eines beinah übermenschlichen Ruhmes von den traurigen Eindrücken von 1786 und 1788 befreit hatten. Im Jahre 1820 verherrlicht er Charlotte noch einmal unter dem lieblichen Pseudonym Lida, das er ihr einstmals gegeben. Das kurze Gedicht heißt: „*Zwischen beiden Welten*“ (die Welt des Gefühls und die Welt des Geistes, die Sphäre der Moral und des Verstandes):

„Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! (Shakespeare) Stern der höchsten Höhe,
Euch verdank ich, was ich bin.

Tag und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn."

Kann es ein bestimmteres, ein noch feierlicheres Zeugnis der Wertschätzung Charlottens und ihres wohltuenden Einflusses auf den Werdegang ihres glorreichen Freundes geben?

5. Kapitel.

Die romantiſchen Elemente in Goethes Schriften nach 1786.

Dieſer eigenen Meinung Goethes über die Bedeutung der tiefen Spuren, die Frau von Stein der Geſamtentwicklung des Dichters aufprägte, ſchließe ich mich ſomit ohne Vorbehalt an, und obzwar ich — eine der Wahrheit nicht entſprechende Übertreibung vermeidend — dieſe ausgezeichnete Frau keineswegs als das alleinige moraliſche Element in dieſem großzügigen Leben betrachte, das durch die Billigung eines mächtigen nationalen Kreiſes ein typiſches geworden iſt, ſo kann ich es doch nicht unterlaſſen, mich gegen das traditionelle Schema auszuſprechen, das uns Goethes Aufſtieg auf dem Wege der moraliſchen Vollendung in ſteter und nahezu regelmäßiger Weiſe zeigt. Nach ſolcher in Wahrheit allzu ſymmetriſchen Auslegung dieſes gewaltigen Daſeins würde Italien einen moraliſchen Fortſchritt im Vergleich zu Weimar bedeuten, Chriſtiane einen ebenſolchen im Vergleich zu Charlotte und ſo weiter! Gewiß kann niemand mit größerer Ehrfurcht Goethes verdienſtvolles, ſtetes Streben nach Vollkommenheit anerkennen, das ſein Alter auszeichnete, oder bereits in den fünfziger Jahren ſeines Lebens begann, als ich es tue. Zu jener Zeit hat er erſichtlich jenes „Entſagen“ oftmals und in vollendeter Weiſe zur Tat gemacht, das den Hauptwerken dieſer Periode zur Richtſchnur dient. Bis dahin jedoch war er — mit Ausſchaltung des zehn Jahre währenden Einfluſſes der Frau von Stein — weit mehr bemüht, das Impulſive ſeines glühenden Temperaments mit den unerläßlichen Forderungen des ge-

meinsamen Lebens durch ein fast unfehlbares Gefühl für jene hygienischen Maßregeln in Übereinstimmung zu bringen, mit deren Hilfe er seiner genialen Neurose nur oberflächlich Herr werden konnte.

Daß zum Beispiel der Goethe von 1788, der zugleich derjenige Christianens ist, mir durchaus nicht den Eindruck macht, denjenigen Charlottens um 1786 an moralischem Fortschritt zu überragen, ist von mir bereits hervorgehoben worden. Ganz im Gegenteil.

Klar und bestimmt tritt während dieser Periode ein Rückschritt auf dem Gebiet des unerläßlichen Anpassungsvermögens an das soziale Leben hervor, ein für die physische Erhaltung vielleicht heilsamer und als solcher entschuldbarer Rückschritt, ein zeitweiliges Ausspannen, ein Zugeständnis an seine Instinkte, bis, zehn Jahre später, unter Schillers Einwirkung der Aufstieg wiedereinsetzt zur Höhe des geistigen Gleichgewichts und der fast vollendeten Anpassungsfähigkeit an das soziale Leben, die das Ende seiner Laufbahn krönt.

Es muß vielmehr zugestanden werden, daß sich Goethe nach dem Bruch mit Charlotte wiederholt jener romantischen Moral zuwandte, die ich als den Grundzug seines Werther hervorhob. Er ist dahin im ersten Teil des Wilhelm Meister zurückgekommen, der größtenteils in jenen trüben, von mir als Rückschritt seiner moralischen Vollkraft bezeichneten Jahren von 1789 bis 1795 redigiert resp. retuschiert wurde. Er ist dahin in seinem Faust zurückgekehrt, dessen entscheidende Fassung bis in die Frankfurter Jahre zurückgreift, den er, im ganzen genommen, in seiner ersten Fassung vollendet hat. Hermann und Dorothea allein erscheint mir von moralischem Romantismus vollkommen frei zu sein. Die Periode, da Goethe im Jahre 1806 durch seine späte Heirat Christianen und Auguste Genugtuung widerfahren läßt, da seine Liebesleidenschaft für Minna Herzlieb, Marianne von Willemer, Ulrike von Levetzow vom Dichter in richtigem Geleise gehalten wird und nur als flüchtige geistige Schwärmerei zu werten ist, die die Quelle wunderbarer lyrischer Werke wird

wie die Wahlverwandtschaften, der Westöstliche Divan, die Marienbader Elegie, diese Periode als ein Vorwärtsschreiten des großen Mannes auf einer zwar breiten, doch kaum genügend sozialen Bahn zu werten, das steht naturgemäß einem jeden frei. Im übrigen ist dies gerade der Zeitpunkt, in dem Charlotte sich ihm wieder zu nähern beginnt, wo er in ihren Augen wieder interessant wird, freilich in einer ganz anderen Art als früher, mehr infolge seines strahlenden künstlerischen Wertes als seines moralischen guten Willens. Auch für sie ist der Mann, den sie anfangs zu seinem Besten leitete, um ihn später seines Abfalls und seines vorübergehend moralischen Niederganges halber zu verdammen, nun der große Goethe.

1. Goethes italienische Eindrücke. Der romantische Hellenismus.

Will man der Quelle nachforschen, der die romantische Begeisterung entspringt, die nach der Trennung von Charlotte in Goethe wieder auflebt, so ist in erster Linie jene italienische Reise in Betracht zu ziehen, die von einigen Kritikern als der entscheidende Wendepunkt auf dem Wege seiner moralischen Vervollkommnung bezeichnet wird. Schon vor mir sind Stimmen laut geworden, die in ihr eine Art Zurückgreifen auf romantische und „geniale“ Vorstellungen erkennen wollten, die die Jugend des Dichters beherrschten. Unter der Hülle eines Neuhellenismus, dessen Oberfläche allein klassische, dessen Begeisterung jedoch, näher betrachtet, durchweg unverkennbar romantische Elemente aufweist — da unter der angeblichen Naivität, Einfachheit und Heiterkeit, als Kennzeichen jener südlichen Gegenden, doch nur eine Verherrlichung des Instinkts gemeint ist — kehrt der Dichter zu seiner alten Frankfurter Geistesrichtung zurück, um selbst mit Erstaunen wahrzunehmen, wie wenig zwölf Jahre eines Strebens auf ganz anderem moralischen Gebiet den Kern seines Wesens zu wandeln vermochten. Mag er nun die Lehren seiner ministeriellen Amtstätigkeit und die durch Frau von Stein

seinem Willen so andauernd auferlegte Disziplin abstreifen wollen oder nicht — er muß sie dennoch in seinem Geiste auf lange Zeit hinaus an die zweite Stelle versetzen. Erst etwa zehn Jahre später, an der Schwelle des Greisenalters, wird er diese Erinnerungen wiederfinden, um sie zur Basis seiner allmählich wachsenden, genügend rationellen Moral zu machen, die, zur dauernden Erhebung seiner Anhänger, die letzten Jahre seines Lebens beherrscht.

Indem er diesen Zeitpunkt freiwilliger Entsagung erwartet, ruht er sich von einem langjährigen Zwange aus und überläßt sich den mannigfaltigsten Impulsen. Das südliche Leben und der Charakter der Neapolitaner insbesondere begeistern ihn zu romantischen Schilderungen von glühender Farbenpracht, die, eine Generation später, Stendhal in Frankreich zu seiner Spezialität ausersehen wird[1]). Schon Goethe macht es sich zur Aufgabe, die berühmte kalabresische Energie zu verherrlichen, die den Gegensatz zur moralischen Energie bildet, da sie in Wahrheit nichts anderes ist, als ein den augenblicklichen Suggestionen des Instinkts unverzügliches und unberechnetes Nachgeben. Die Neapolitaner erscheinen ihm weise, weil sie „Naturmenschen sind", die für die gegenwärtige Stunde leben und ihr Leben genießen, ohne sich irgendwie um den Nachbarn zu kümmern. „Hier wissen die Menschen garnichts von einander, sie merken kaum, daß sie neben einander hin und herlaufen." Eine im höchsten Grade beylistische Weisheit fürwahr! „Das Volk ist so natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte", sagt er ferner. Im Gegensatz zur herrschenden Meinung sei der Lazarone erwerbsam, sogar fleißig. Nur ein Verkennen seiner Eigenart von seiten des oberflächlichen Beobachters liege dieser „nordischen Ansicht" zugrunde, „die jeden für einen Müßiggänger hält, der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht". Diesen seinen ältesten Geschöpfen, denen er besonders wohlwill, hat der Gott Natur, also derjenige des moralischen Romantis-

[1]) Vgl. Seillière, Die romantische Krankheit. II. Beyle p. 319ff. Berlin 1907, Barsdorf Verlag.

mus, ihren täglichen Unterhalt gegen nur geringe Mühe zugesichert, sie haben nicht nötig, an ein Morgen zu denken, oder Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft zu treffen. „Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die ersten Bedürfnisse reichlich anbietendes Land auch Menschen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmernis erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht hat, und deshalb sorgenlos leben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehendes Leiden, heiteres Dulden...“ Er macht die Wahrnehmung, daß „alle in ihrer Art nicht arbeiten, um blos zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen“.

In so hohem Maße verfällt der deutsche Beobachter dem Zauber seiner Gastgeber, daß er sein Wohlgefallen in die verblüffende Ansicht zusammenfaßt: nur der Mensch, nur die Nation seien weise, die der inneren Natur ihres Wesens folgten.

Und an Frau von Stein schreibt er sogar über diese leichtlebige Moral und ihre Grundsätze, daß es notwendig sei, „sie nicht mit einem nordisch moralischen Policey Maßstab anzusehn...“ ein Ausspruch, der die Baronin nicht wenig empört haben mag.

„Täglich werf ich eine Schaale ab und hoffe als ein Mensch wiederzukehren“, fährt er unbekümmert fort. „Man kann an seinen vorigen Ideen nicht mehr kleben bleiben, man muß eine Umwandlung seiner selbst geschehen lassen... Die Wiedergeburt die mich von innen heraus umarbeitet, würckt immer fort. Ich habe mich ganz hingegeben und es ist nicht allein der Kunstsinn, es ist auch der moralische der große Erneuerung leidet.“ Kaltblütig schreibt Charlottens Schüler seiner Lehrmeisterin: „Je mehr ich mich selbst verläugnen muß, je mehr freut es mich“, doch hier, in der „Schule des leichten und lustigen Lebens“ kann er sich kaum erkennen, „ich scheine mir ein ganz anderer Mensch“. Dann fährt er fort: „Der Nordländer ist zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur erzogen... die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen,

welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurteilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen, aus unseren Gesichtspunkt zu streng.“ Und er preist sich glücklich, „mit einem ganz sinnlichen Volke zu leben... Ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen gelernt. Ich bin mir selbst wiedergegeben.“

Es ist somit ein der neapolitanischen Lebensweisheit entnommener Grundsatz, den der Reisende über die Alpen mitbringt. Er meint, seine Lage wird nunmehr die glückliche sein, „sobald ich an mich allein dencke, wenn ich das, was ich solang für meine Pflicht gehalten, aus meinem Gemüthe verbanne und mich recht überzeuge, daß der Mensch das Gute das ihm wiederfährt, wie einen glücklichen Raub dahinnehmen und sich, weder um Rechts noch Links, viel weniger um das Glück und Unglück eines Ganzen bekümmern soll. Wenn man zu dieser Gemüthsart geleitet werden kann; so ist es gewiß in Italien, besonders in Rom, hier wo in einem zusammensinkenden Staate, *jeder für den Augenblick leben*, jeder sich bereichern, jeder aus Trümmern sich wieder ein Häusgen bauen will und muß.“ — Welchen Eindruck mußten die Orakelsprüche dieser neuen Weisheit und dieser ersten Regeln des im nächsten Jahrhundert einer so glänzenden Zukunft entgegengehenden romantischen Hellenismus in Kochberg hervorrufen, wo noch ein Band Spinoza auf dem Tische lag und von gemeinsamen Betrachtungen ganz anderer Art zu erzählen wußte!

2. Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Betrachten wir nunmehr diese offenkundige Rückkehr Goethes zur romantischen Moral, die in den charakteristischen Werken seiner nachministeriellen Periode zutage tritt, nachdem diese Richtung mit den ersten Kapiteln des *Wilhelm Meister*, mit der *Iphigenie* und dem *Tasso*, also den unter Charlottens Einfluß entstandenen Werken, aus Goethes Gedankenwelt für immer verbannt zu sein schien. Zunächst kommen hier *Wilhelm*

Meisters Lehrjahre in Betracht, deren erste Kapitel Frau von Stein diktiert, oder doch in ihrer Gegenwart geschaffen wurden, deren endgültige Fassung jedoch nach dem Bruch des Dichters mit seiner Muse erfolgte. Mit Ausnahme einiger Teile, die ich hervorheben werde, findet man in diesem Werk, allerdings nicht mehr in demselben Maße wie im Werther, den unverfälschten Rousseauismus, jenen Kultus des Gott Natur, der nach dem Beispiele Jean Jacques am Bienner See in Verzückung angerufen wird. Es ist nicht der Protest des reichbegabten Bürgerlichen gegen die Privilegien und Vorurteile der Gesellschaft, die für seine Welteroberungsgelüste ebenso viele Hindernisse bilden, der nunmehr gegen diese entartete Welt die Hilfe seiner ihm verbündeten Gottheit anruft. Nein, Weimar und Charlotte haben den jungen Stürmer bereits hinlänglich über die wahre menschliche Natur und die wesentlichen Bedingungen des Kampfes um das Dasein aufgeklärt, gleichviel in welcher Umgebung sich dieser abspielen mag! Wilhelm Meister kommt nicht mehr in die Lage, gegen den Adel zu protestieren, da seine Vertreter ihn liebenswürdig aufnehmen, und sein Gott ist nicht mehr ausschließlich der Gott Natur, trotzdem er der Verbündete eines Gottes bleibt. „Geselle dich zu meinem Glücke," so lautet sein in diesem Sinne charakteristischer Ausspruch an den Harfner, „und wir wollen sehen, welcher Genius der stärkste ist, dein schwarzer oder mein weißer." —

Ebenso fest wie Werther von dem guten Willen des Himmels überzeugt ist, hat auch Wilhelm keine andere Sorge, als den Ratschlüssen dieser metaphysischen Macht Folge zu leisten, die ihn ohne sein Zutun auf den Gipfel seiner Wünsche führt. Er sieht sich, „von unerwarteten Vorfällen ans Ziel gebracht..." Er findet, „es ist vergebens, in dieser Welt nach eigenem Willen zu streben... Glücklich sind diejenigen, denen sich das Schicksal annimmt, das Jeden nach seiner Weise erzieht". — Diese Gesinnung, der er schon allzusehr zuneigt, wird durch jene rätselhaften Lehrer, „die Männer vom Turme", noch bestärkt, die Anhänger jener geheimen Genossenschaft, die seine Zukunft in

ihre Hände nehmen. Ihr Erziehungsprinzip lautet folgendermaßen: „Nicht vor Irrtum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit Haus... aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist.“ Gleich den Elfen im zweiten Teil des Faust, ruft eine unbekannte Stimme Wilhelm während seiner Aufnahme in den Freimaurerorden zu: „Du wirst keine deiner Torheiten bereuen und keine zurückwünschen... Steile Gegenden lassen sich nur durch Umwege erklimmen, auf der Ebene führen grade Wege ‚die niedriggeborenen Seelen‘ von einem Ort zum andern!“ — Derartige Ansichten können leicht eine geniale Unmoral zur Folge haben.

Stellenweise scheint Wilhelm sich dem Werther und den rousseauistischen Grundsätzen seines Schöpfers noch mehr zu nähern; zum Beispiel in folgenden kühnen Auslassungen: „O, der unnötigen Strenge der Moral, da die Natur uns auf ihre lieblichste Weise zu Allem bildet, was wir sein sollen. O, der seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken!“ — Dies ist nicht mehr die Moral der Steinschen Periode, sondern eine Folge der italienischen Reise, und Charlotte würde diese Grundsätze keinesfalls willig unterschrieben haben. — Eine Erläuterung findet diese Moral in dem Vorfall, den der Dichter als einen suggestiven Mißerfolg besonders hervorhebt: bei der einzigen Gelegenheit, da Wilhelm aus eigenen Stücken zu einer Entschließung sich durchringt, das heißt, da er den Vorsatz faßt, die tüchtige und liebenswerte Therese zu heiraten, läßt ein melodramatischer Zufall ihn die Hand, die er nach dieser würdigen Gefährtin ausstreckt, im letzten Augenblick wieder zurückziehen.

Der Gipfelpunkt der romantischen Moral wird jedoch im ersten Teil des Wilhelm Meister durch die schauerliche Erzählung von Mignons Herkunft erreicht. Man weiß, daß ein italienischer Geistlicher der Geliebte einer Frau wird, die sich in der Folge als seine Schwester erweist. Wie später René und Manfred, so läßt auch ihn die Kenntnis der Wahrheit in Empörung gegen das Gebot der allgemeinen Meinung ausbrechen, die eine derartige Verbindung verdammt. Auf Erden erscheint ihm „nichts würdig als der Name Vater und Gattin. Diese allein sind der Natur gemäß, alles Andere sind Grillen und Meinungen". Gab es nicht edle Völker, die der Geschwisterheirat ihre Billigung nicht versagten? — Ich erinnere daran, daß die Koryphäen des Romantismus mehr als einmal in dieser Hinsicht der traditionellen Moral den Fehdehandschuh hingeworfen haben. — „Nennt eure Götter nicht," fährt Mignons Vater in seiner Erregung fort, „ihr braucht die Namen nie, als wenn ihr uns betören, uns von dem Wege der Natur abführen und die edelsten Triebe durch schändlichen Zwang zu Verbrechen entstellen wollt... Fragt die Natur und euer Herz, sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt!" — Und er schließt mit einem Appell an die sogenannte „Vernunft" des Rationalismus oder des aufgehenden Romantismus, was nichts anderes ist als die Stimme der impulsiven Leidenschaft, gerade ebenso wie das berühmte „Gewissen", das Jean Jacques so oft anruft. Er verkündet, daß die freie und unabhängige Vernunft seine eigensinnige Liebe freispricht. — Wie kann die Vernunft von der sozialen Wertbestimmung „unabhängig" sein — möchte man ihm gern zur Antwort geben —, da sie in Wahrheit nichts anderes als eine Synthese sozialer Erfahrungen der Gattung ist? — Sein rationales und christliches Gewissen (und nicht mehr das romantische und getrübte Gewissen Rousseaus), die Stimmen der sozialen Vererbung und der persönlichen sozialen Erfahrung in seinem Innern, seine Religion, die wieder wach werdenden, gewohnten Anschauungen stempeln ihn endlich sich selbst gegenüber zum Verbrecher. In diesem fürchterlichen Zwiespalt verfällt

er einer Art Wahnsinn und zieht als jener Harfner durch die Welt, dem im Roman eine so malerische Rolle zufällt, während seine unselige Schwester und Gattin den Ruf einer Heiligen erwirbt, an deren Grab das Volk eine wunderwirkende Macht zu spüren vermeint. — Nichts konnte den Neigungen jener Zeit mehr zusagen als derartige Entwicklungen.

Doch ist hinzuzufügen, daß dieser auf die deutsche Geistesrichtung so einflußreiche Roman trotzdem einige Einschränkungen dieser gefährlichen, auf optimistischer Psychologie fußenden Moral bietet, die dem romantischen Mystizismus zur Stütze seines Anspruches auf das göttliche Bündnis entsprang. Der Versuch einer Verknüpfung der Lehren Rousseaus mit denjenigen des praktischen Lebens, zu denen Frau von Stein nutzbringende Erläuterungen gab, sind unverkennbar. So wird die romantische Lehre des notwendigen Irregehens, um durch Erkenntnis des Irrtums zur Selbstzucht zu gelangen, die der Verfasser, dank der öffentlichen Meinung in Deutschland um 1795, der Genossenschaft vom Turm in den Mund legen konnte, zugunsten der Männer verkündigt, den Frauen jedoch als zu gewagt vorenthalten. Diese letzte Kühnheit, zu der die Wege von den Vätern geebnet werden, bleibt den späteren Generationen der romantischen Bewegung vorbehalten. — Mit einer gewissen Naivität erkundigt sich Wilhelm bei Nathalie nach den jungen Mädchen, deren Erziehung sie leitet: „Lassen Sie denn auch die Ihrigen suchen und irren, Mißgriffe tun, sich glücklich am Ziele finden oder unglücklich in die Irre verlieren?“ Die kluge Nathalie erwidert: „Diese Art, mit Menschen zu handeln“, würde ganz gegen ihre Gesinnung sein. Es erscheint ihr nötig, „gewisse Gesetze auszusprechen“, die dem Leben einen gewissen Halt geben. „Ja,“ bekräftigt sie, „ich möchte beinah behaupten, es sei besser, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibt; und wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann.“ — Gewiß,

diese Lücke ist eben die Erbsünde resp. die Fleischeslust der christlichen Theologie, es ist der Egoismus, oder vielmehr der angeborene „Imperialismus“, den jede nur einigermaßen experimentelle und von willkürlich mystischen Illusionen befreite Psychologie in der Wurzel jedes Wesens erkennen muß. Das ist der Grundzug des Unterschieds zwischen Nathaliens Moral und Lehre — der rationellen Psychologie, und derjenigen der Männer vom Turm — der romantischen Psychologie.

Außerdem stößt man zu Anfang des Werkes auf ein Zwiegespräch, das gleichfalls als heilsame Warnung vor den Sophismen der mystischen Moral nach Jean Jacques anmutet. Ein Unbekannter, der Wilhelm anspricht, führt unter anderen folgende Grundsätze aus: „Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Notwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welche zu folgen sogar eine Religion sei. Heißt das etwa weiter, als seinem eigenen Verstande entsagen und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu sein, indem wir ohne Überlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determinieren lassen und endlich dem Resultat eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben.“ — Dies bleibt in der Tat die geistige Richtung Wilhelms bis zu Ende, der in seinem mystischen Vertrauen auf einen verbündeten Gott noch durch seine geheimnisvollen Beschützer bestärkt wird.

„Waren Sie niemals in dem Falle,“ gibt er zurück, „daß ein kleiner Umstand Sie veranlaßte, einen gewissen Weg einzuschlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegen kam und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie selbst noch kaum ins Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Ergebenheit in das Schicksal, Zutrauen zu einer solchen Leitung einflößen?“ —

„Mit diesen Gesinnungen“, gibt der Unbekannte launig zurück, „könnte kein Mädchen ihre Tugend, Niemand sein Geld

im Beutel behalten; denn es gibt Anläſſe genug, beides los zu werden. Ich kann mich nur über den Mann freuen, der weiß, was ihm und Andern nütze iſt, und ſeine Willkür zu beſchränken arbeitet.“ Man kann in der Tat hier mit Recht ſagen, daß in dem ſo widerſpruchsvollen erſten Teil des Wilhelm Meiſter das Gegengift hart neben dem gefährlichen Trank ſteht. Trotzdem wird Felix, der Sohn Wilhelms und Mariannens, jener jungen Schauſpielerin, die er im Anfang des Romans verführt, von dem Vergiftungstode nur durch eine ſchlechte Kinderangewohnheit gerettet, die bis dahin allen Erziehungsverſuchen widerſtanden hatte. Ein ſymboliſcher Schluß, der für Goethes unentwegte Vorliebe für den romantiſchen Myſtizismus ſpricht, von dem ſeine Werke bis zuletzt erfüllt bleiben.

Das iſt der Grund, weshalb ſogar Schiller ſeiner wohlwollenden Beurteilung des Romans als Ganzes die Bemerkung hinzufügt, daß trotz „des hiſtoriſchen Aufſchluſſes über alle einzelnen Ereigniſſe... der äſthetiſche Aufſchluß“ nicht befriedige. Wilhelm von Humboldt hält trotz ſeiner Vorliebe für den Autor den Helden bis zuletzt für unbedeutend und paſſiv. Eckermann gegenüber äußert ſich Goethe ſelbſt (18. Januar 1825) über das Werk in folgender Weiſe: „Es gehört dieſes Werk übrigens zu den incalculabelſten Productionen, wozu mir faſt ſelbſt der Schlüſſel fehlt. Im Grunde“, ſchließt er, „ſcheint doch das Ganze nichts anderes ſagen zu wollen, als daß der Menſch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange.“ — Und die neueſten Kritiker des Werkes denken ebenſo; ſo bezeichnet z. B. Bielſchowsky Wilhelm als leidenden Romanhelden, auf einer bewußten oder unbewußten Tendenz des Dichters ruhend, während Profeſſor Engel den von Goethe ſelbſt beſtimmten Plan des Werkes nicht beſtätigt ſieht, da von „der Wiſſenſchaft vom menſchlichen Leben, von ſeinem Stufenwege nach Seelengeſetzen, ſeiner Läuterung zur höchſten, je nach der Naturmitgift erreichbaren Vollkommenheit im Helden wenig zu ſpüren iſt.

Sein Reifen haben wir nicht als ein glaubwürdiges inneres Geschehen empfunden“[1]).

Der unerwartete Erfolg, den Wilhelm Meisters Lehrjahre hervorriefen, befreite Goethe von der moralischen und physischen Depression, unter der er von 1789 bis 1795 gelitten hatte. Schiller hatte ihm kurz zuvor das Schutz- und Trutzbündnis angeboten, das sich gar bald in die herzlichste Freundschaft wandelte. Bald danach scharen sich auch die Vertreter des deutschen Romantismus, der in Jena unter den Augen, gewissermaßen unter dem Zepter des großen Mannes aufblühte, da Goethe der allmächtige Minister des Herzogs in allen geistigen und künstlerischen Fragen blieb, um seine Schöpfungen. Die vielseitige Begeisterung, in die Schlegel, Tieck, Schelling, Novalis, Zacharias Werner, Jean Paul Richter miteinstimmen, hebt Goethes Ruhm machtvoll empor. Nach Hermann und Dorothea tritt, dem Skandal der Xenien zum Trotz, die abschließende Apotheose in ihr Recht, die öffentliche Meinung ist für immer gewonnen und ordnet sich vollständig dem Genius unter.

3. Faust. — Die Wahlverwandtschaften.

In diese Atmosphäre des Triumphes und der Begeisterung bringt dann im Jahre 1808 der Faust, bereits bekannt durch ein bedeutungsvolles Fragment, das 1790 veröffentlicht wurde, ohne jedoch damals Berücksichtigung gefunden zu haben, trotzdem es die Hauptszenen des Werkes enthielt. Habent sua fata libelli! Außerordentlich zutreffend ist die Analyse von Ed. Rod

[1]) Einer der gelesensten Kritiker des „Wilhelm Meister“ und der Goetheschen Weltanschauung im allgemeinen war Fr. W. Pustkuchen, dessen absonderliches Buch „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, bekannt unter der Bezeichnung „die falschen Wanderjahre“, sofort bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregte. Es wird darin der streng christliche Standpunkt dem romantischen Goethes entgegengesetzt. Eine Neuausgabe dieses unauffindbar gewordenen fünfbändigen Werkes erschien jüngst im gleichen Verlage.

in seinem „Goethe“ über die Bedingungen des Fausterfolges zu Beginn des XIX. Jahrhunderts und über die Ursachen seines raschen Aufstiegs zum Empyreum. Seine Ausführungen über dieses Thema bleiben heute noch vollgültig. — Meinem ausschließlich ethischen Standpunkt in dieser Studie treu bleibend, möchte ich nur bemerken, daß die alte volkstümliche Faustsage, die Goethes Drama zugrunde liegt, von der gerechten Verdammung eines Teufelsbündners berichtet, das heißt mit anderen Worten, von derjenigen eines Menschen, der mit dem antisozialen metaphysischen Prinzip einen Pakt eingegangen ist, um seinen antisozialen Leidenschaften frönen zu können.

Nun hat aber diese rationelle und christliche These in der Darstellung des großen deutschen Romantikers eine Wandlung in ihr Gegenteil erfahren, schon weil der auf die natürliche Güte fußende romantische Mystizismus den Gegensatz zur christlichen Mystik bildet. — Der berühmte Prolog im Himmel ist meines Erachtens nur folgendermaßen zu interpretieren: ein Mensch, ein Liebling Gottes, allen seinen Handlungen zum Trotz, macht sich die metaphysischen Kräfte in Gestalt eines Geistes untertan, der seinen Leidenschaften willfährig ist, von dem man jedoch ungewiß ist, ob er den traditionellen Teufel oder einen himmlischen Abgesandten darstellen soll, um dank seiner Zauberkraft allen Einfällen des von Natur guten Menschen Erfüllung zu bringen, über dessen schließliches Heil Gott selbst zu Anfang der Dichtung eine Wette eingeht. Die einzige Bedingung zur Erlangung des Heils ist jener lebendige, unerschöpfliche Impuls, das Verlangen nach geistiger Höhe ohne bestimmten Gegenstand, das in Fausts Natur und Instinkt unentwegt tätig ist.

Längst ist es Brauch, in diesem mit seinem Erdenlose unzufriedenen Doktor den modernen Menschen par excellence zu erblicken und den glänzenden Erfolg des Werkes dieser vollendeten Symbolik zuzuschreiben. Diese Auslegung scheint mir der Genauigkeit zu entbehren, da Faust hauptsächlich den Typus des romantischen Menschen darstellt, d. h. eines mit Gott verbündeten Menschen, der allen seinen Handlungen zum Trotz,

selbst bei blinder Hingabe an seine Triebe und Leidenschaften, die Tod und Vernichtung im Gefolge haben, dieses Bündnisses mit Gott teilhaftig bleibt. Diese Auffassung stempelt Goethe zum direkten Vorläufer Byrons — der übrigens die Priorität des großen Deutschen auf diesem Gebiete anerkannte — und zu einem der Schöpfer der Byronschen Geistesrichtung in Europa.

Seit einem Jahrhundert arbeitet man in Deutschland ziemlich unbewußt an einer Moralisierung dieses Werkes, dessen Dichter zum typischen Vertreter der Nation erwählt worden ist; hierbei ergibt sich ein recht merkwürdiges Bild der eigenartigsten Auslegungen, zu denen der so häufig betonte moralische Romantismus dieses Werkes seine Ausleger verführt. „Der Grundgedanke in Goethes Faust", ein 1911 in Berlin erschienenes Werk von Splettstoeßer, führt aus, daß die moralische Freiheit im Laufe des Dramas zugrunde gehe, während die Vorbestimmung triumphiere. In Wirklichkeit sei Faust weder frei geboren, noch für seine Handlungen verantwortlich, da er durch einen Beschluß des höchsten Willens und durch die Dazwischenkunft der Schutzengel ohne Buße seiner Verbrechen zum Heil geführt werde. So sei das Drama eher als Komödie, denn als Tragödie zu werten, bis auf Mephisto, der allein zurückbleibe, um die Qualen einer irrtümlichen Vorstellung von Welt und Menschen zu tragen.

Dr. Freybe geht in seinem 1911 in Halle veröffentlichten Werke: „Faust, das persönlich geprägte Bild des deutschen Geistes in seiner Art und Entartung" noch viel weiter. Dieser scharfsinnige Ausleger, ein lutherischer Theologe, behauptet, daß Goethe seinen Faust ganz augenscheinlich der Hölle habe überliefern wollen, wie es Gretchens Verführer nur allzusehr verdient hätte. Auch sei die Apotheose der letzten Szene im zweiten Teil des Faust unfehlbar als eine Ironie des Dichters aufzufassen. Goethe hätte uns nur zum besten haben wollen, indem er scheinbar dem unbußfertigen Sünder Einlaß in den Himmel gewährte. Diese übersinnliche Welt, die

zum Ende des Werkes mit opernhaftem Pomp aufträte, sei nicht, könne nicht der wahre Himmel sein! Das sei nur parodistisch zu verstehen, als rein diabolische Phantasmagorie, welche schleunigst verschwinden werde, um den Flammen der Hölle Platz zu machen, der Rächerin des verkannten sozialen Rechts — ganz wie in dem Marionettenspiel, das der junge Wolfgang einst in Frankfurt mit Entzücken gespielt hatte. — Ein treffenderes Beispiel für die ungenügende Rolle, die der austeilenden Gerechtigkeit, der Basis jeder rationellen Moral, im Faust zufällt, läßt sich nicht auffinden.

Daß der deutsche, englische und französische Romantismus einst keine derartigen Gewissenskrupel hatte, ist bekannt; schmeichelte doch der machtvolle lyrische Teil des Werks seiner Lieblingsvorstellung vom Instinkt in vollendeter Weise. Aus der schönen Schrift von Baldensperger, „Goethe in Frankreich“ kann man ersehen, wie die französische Jugend von 1825 dieses vorbyronsche Drama entgegennahm, das den Korsar, Lara und Manfred ankündigte. Die Auslegung der Georg Sand von 1833 im Munde ihrer Lelia ist ebenfalls lesenswert: „Faust, müde die Vollendung zu suchen und sie nicht zu finden, ist im Begriff Gott zu fluchen und ihn zu verläugnen. Um ihn zu strafen, sendet Gott ihm den Engel der dunklen und unheilvollen Begierden. Dieser Engel hängt sich an ihn, erwärmt ihn, verjüngt ihn, versengt ihn, läßt ihn irren, vertilgt ihn dann, und der alte Faust tritt ins Leben jung und voll Kraft, sündig und verflucht, doch allmächtig! Er war so weit gekommen, Gott nicht mehr zu lieben — und nun liebt er Margarete! Mein Gott, schenke mir Fausts Verdammnis!“

So lautete der aufrichtige Wunsch aller Romantiker beim Anblick ihres Vorbildes aus der Renaissancezeit. Worin für sie der Charakter der vollkommen göttlichen Mission des Mephistopheles neben dem Doktor bestand, ist ersichtlich, ebenso daß seine „Bestrafung“ ihnen beneidenswert erschien. —

„Oh! sur quel océan, dans quelle grotte obscure
„Souffle-t-il à l'aurore une brise aussi pure,
„Un vent d'est aussi plein des larmes du printemps,
„Que celui qui passa sur ta tête blanchie
„Quand le ciel te donna de ressaisir la vie
„Au manteau virginal d'une enfant de quinze ans!

So ſingt Muſſet in ſeiner Rolla zur ſelben Zeit wie jene Lelia, deren bewegtes Leben er für kurze Dauer teilte. Auch für ihn bedeutet Mephiſtopheles nichts anderes als ein Werkzeug des Himmels, das Fauſts Leidenſchaften zu gehorchen hat: was die chriſtliche Pſychologie die Stimme der Verſuchung nennt, wird hier für die romantiſche Pſychologie, die die natürliche Güte und den vergöttlichten Inſtinkt vorausſetzt, zur Stimme Gottes.

Tatſächlich wird im Fauſt wie im Wilhelm Meiſter die leidenſchaftliche Moral des Romantismus durch einige Zugeſtändniſſe an die traditionelle Moral gemildert und verbeſſert. Der Schluß des erſten Teiles trägt bis zu einem gewiſſen Grade den Charakter einer Züchtigung Fauſts. Der eigentliche Urheber des Kindesmords, den Margarete vor den irdiſchen Richtern allein zu verantworten hat, leidet vorläufig unter der Laſt einer wohlverdienten Strafe: er ſcheint beim Anblick ſeines unheilbar wahnſinnig gewordenen Opfers in Wahrheit eine zeitweilige Folterqual durchzumachen. Einige Leſer aus der allererſten Zeit vergaßen oder dachten gar nicht mehr an den Hinweis bezüglich des Prologes im Himmel, der Fauſts endliches Heil verbürgt, und meinten, daß bei den letzten Worten des Dramas der Teufel den Schuldigen als Lohn für ſeine Dienſte und als der chriſtlichen Tradition entſprechend, in die Hölle ſchleppen würde. „Her zu mir!“ ruft freilich Mephiſto ſeinem Genoſſen in ſo energiſcher Weiſe zu, daß man dieſen Ruf ebenſogut für ein Signal der ewigen Verdammnis als auch für einen Warnungsruf und einen neuen Dienſt halten könnte, um den Schuldigen vor dem Schickſal ſeines Opfers zu retten. — Der zweite Teil des Fauſt, in dem die Erinnerung an Gretchen im Gedächtnis des Verführers nur noch oberflächlich weilt, klärte dann ſpäter jene irrtümliche Anſicht auf.

Professor Ziegler, der das treffliche Werk Bielschowskys beendet hat und den Faust als Gesamtwerk charakterisiert, hebt das Fehlen jeglicher sittlichen Tat hervor, die dem verjüngten Doktor die Erlösung verdient hätte. Und Professor Engel, in seiner Kritik noch bestimmter auftretend, schreibt in seiner gewohnten Offenherzigkeit: „Von diesem steten Höherstreben und Weiterschreiten Fausts", in dem Goethe für ihn ebenso wie für seinen Wilhelm Meister eine Berechtigung zur Erlösung und zur schließlichen Beherrschung des Lebens sieht, „bekommen wir allerdings im ersten Teil nach dem Pakt nicht viel zu spüren. Da führt ihn sein Weg durch rücksichtslosen Genuß, abgeschmacktes Hexenwesen der Walpurgisnacht, unfruchtbare Selbstvorwürfe" zum zweiten Teil, mit seinem „Symbolwesen und seiner kulturgeschichtlichen Allegorie". Doch auch hier, führt Professor Engel aus, fehle die erlösende Tat; Faust bleibt passiv und Mephisto handelt für ihn, meist während Faust schläft.

Bemerkenswert ist, daß Goethe seinem Faust jeden Gedanken an Reue fernhält:

„Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
„Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
„Sein Innres reinigt von erlebtem Graus — —„

so singt Ariel bei Beginn des zweiten Teiles zu dem ihn umgebenden Geisterkreis. Über diese milde Nachsicht sprach sich Goethe zu Eckermann folgenderweise aus: „Hier also der Anfang! Da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein, ganz in meiner bisherigen milden Art! Es ist als wäre alles in den Mantel der Versöhnung eingehüllt... Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten, und da ist keine Frage, ob er das verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschenrichtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwähnung." — Gewiß, doch um der Meinung dieser Elfen, die ersichtlich Anhänger Rousseaus sind, beistimmen zu können, müßte, wie Pro-

fessor Engel zutreffend bemerkt, Faust aus eigenem Antrieb zum Vollbringen einer großzügigen Tat schreiten und nicht zur Marionette in Mephistos Händen werden, der allein der handelnde Teil bleibt. Der Berliner Kritiker schließt seine Betrachtungen wie folgt: „Es ist Goethe mit seinem Drama von der Menschenerziehung des Menschengeschlechts zum Schluß nicht anders ergangen als mit dem Roman von der Erziehung des einzelnen Dilettanten: Wir sollen Meister und Faust am Ende einer langen Laufbahn von Lehrjahren als Lebensmeister sehen, aber wir wissen nicht, auf welche Weise sie die Meisterschaft erworben haben, um sie zu besitzen.“ Und dies ist die Meinung eines Forschers, dem man zweifellos nicht vorwerfen kann, in seinem Goethewerk dem moralischen Standpunkt einen zu großen Platz eingeräumt zu haben.

Nur wenige Worte noch über die „Wahlverwandtschaften“, deren Anfang von zartem Reiz erfüllt ist, deren harmonischer Entwicklungsgang jedoch bedauerlicherweise unter einer gar zu langen ästhetischen Abschweifung leidet. Bekanntlich hat Goethe allen Ernstes gemeint, in diesem Roman eine Apologie der Ehe geschaffen zu haben. Die kühle Aufnahme des Werkes setzte ihn in Erstaunen, noch mehr der Vorwurf der Unmoral, der ihm gemacht wurde. Dieser Vorwurf fußt hauptsächlich auf den letzten Worten des Romans, die einer gewagten Verherrlichung jener Schöpfungen gleichkommen, die gegen die Ehe gerichtet sind, und uns an gewisse Romane von Balzac und George Sand erinnern. Über die sterblichen Überreste des leichtsinnigen Ehemanns Eduard und der absonderlichen Ottilie, die beinahe zu seiner Mitschuldigen wird, lesen wir folgendes: „So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“ Da sind wir allerdings weit von der ausgleichenden Gerechtigkeit und der christlichen Anschauung von Strafe und Belohnung im Jenseits entfernt.

4. Goethe und die wissenschaftliche Methode.

Nichts eignet sich besser, um die hartnäckige Neigung für den Goethe angeborenen romantischen Mystizismus zu erhellen, der infolge der geistigen Atmosphäre seiner Zeit zur vollen Blüte gelangte, als seine Stellung auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung, der er bekanntlich einen großen Teil seines Daseins gewidmet hat. Dennoch war er zu Anfang mit den scharfsinnigsten Überzeugungen aufgetreten, die in seinem 1793 erschienenen Aufsatz: Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt enthalten sind. — In dieser hervorragenden Arbeit befreite er sich von dem gar zu bequemen Mystizismus, der alle Phänomene durch die eigenmächtige Willkür des Gott Natur zu erklären übernimmt, ohne sich der Mühe unterziehen zu wollen, eine folgerichtige Verkettung zwischen diesen Erscheinungen zu suchen. Diese rein metaphysische Methode verurteilt er hier, indem er vor der Gefahr warnt, „welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgendein Verhältnis, das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon ausgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will... Eine jede Erfahrung ist nur ein isolierter Teil unserer Erkenntnis... der Mensch erfreut sich nur einer Sache, insofern er sich dieselbe vorstellt“ und so ist er denn geneigt, viele Gegenstände in „ein faßliches Verhältnis zu bringen, das sie unter einander nicht haben.“ Tatsächlich wird jeder, der seinem Scharfsinn auf dem Gebiete der reinen Spekulation zu großes Vertrauen schenkt, die Gefahr des tollkühnen Unternehmens laufen, das Objekt seines Beobachtens selbst zu schaffen, und somit seine Phänomene der eigenen Vorstellung zu entnehmen. Eine Tendenz, die mit unbesiegbarer Gewalt in der romantischen Philosophie Deutschlands vorherrschte, wie es Hegels Lehre nur zu augenscheinlich bewiesen hat.

„Diejenigen“, fährt Goethe fort, „waren am ersten dem Irrtum unterworfen, welche ein isoliertes Faktum mit ihrer Denk-

und — Urteilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meisten geleistet haben, welche nicht ablassen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzusehen."

Unglücklicherweise war Goethe, wie Schiller es ihm bald darauf bei ihrem berühmten Gespräch über Botanik vorhielt, viel mehr Mystiker und Metaphysiker, als es ihm selbst zum Bewußtsein kam, sowohl auf wissenschaftlichem, wie auf ästhetischem und moralischem Gebiete. So ist er denn auch den Grundsätzen des großen Bacon, die er soeben mit solcher Klarheit festlegte, durchaus nicht immer treu geblieben. Faivre, der französische Übersetzer seiner wissenschaftlichen Werke, betont, daß er die vom Verstand vorgezogenen Grenzen oft überschritt. Zu oft hat er die Einbildungskraft an Stelle der Wirklichkeit gesetzt und voreingenommene Anschauungen oder irrtümliche Systeme folgerichtigen Schlüssen vorgezogen. „Weit davon entfernt, sich selbst zu vergessen, ist er, im Gegensatz zu der von ihm selbst ausgesprochenen Notwendigkeit, mehr als einmal der Versuchung unterlegen, die wissenschaftliche Lehre, dem Trieb eines blinden Hochmuts nachgebend, zu beugen. Das Feuer seiner Einbildungskraft und seine unbegrenzte Eigenliebe — das sind die Klippen, an denen seine wissenschaftliche Laufbahn scheiterte." Und in der Tat sind das die gewohnten Folgen einer mystischen Veranlagung, die durch keine bewußt kraftvolle Disziplin, wie sie auch zu Beginn des romantischen Mystizismus fehlte, zurückgehalten werden. Sehr oft hat Goethe in seinem Laboratorium einer unverzüglich sich geltendmachenden Mitwirkung übersinnlicher Kräfte vertraut, ebenso wie sein Wilhelm und sein Faust in den Schwierigkeiten des Lebens und dem Zusammenstoß der sozialen Anschauungen mit ihren impulsiven Leidenschaften.

Einen zu großen Raum wies er dem synthetischen Verständnis des Gelehrten an. „Alles, was wir mit dem Namen Erfindung und Entdeckung im höchsten Sinne bezeichnen," sagt

seinerseits Caro (dessen vorzügliches Werk „Sur la Philosophie de Goethe“ noch heute nicht veraltet ist), „erschien ihm wie die Verwirklichung eines der Wahrheit entsprungenen Gefühls, welches lange in der Stille vorbereitet, mit der Schnelligkeit des Blitzes unvermutet zu einer fruchtbaren Kundgebung, zu einer Hypothese voll wertvoller Resultate führt; eine Art Offenbarung, die, im Inneren entstanden, nach außen sich kündgibt und die enge Verbindung des Menschen mit dem Göttlichen empfinden läßt.“ — Und sicherlich ist in dieser begeisterten Bejahung des Göttlichen ein guter Teil Wahrheit enthalten: nur ist der Ausdruck dafür allzu mystisch und deshalb so reich an Gefahr. Goethe, vom Mystizismus Platos erfüllt, ist überzeugt von der Existenz eines unbekannten Gesetzes in der konkreten Wirklichkeit, dem zu beobachtenden Objekt, dem ein gleichgeartetes Gesetz im Subjekt, im Forschergeist des Menschen, entspricht. Diese Anschauung führt ihn zu einer übermäßigen Vermenschlichungstheorie des geistigen Wesens und zu der Tendenz, die er soeben selbst „als Gefahr“ bezeichnet, „das Objekt in seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen Wirklichkeit von der leichtüberzeugten Einbildungskraft schaffen und ihr entnehmen zu wollen“. — In diesem Sinne hat er den Ausspruch gewagt, der zwar als lyrische Metapher schön, dennoch als ein verhängnisvoller optischer Mißgriff bezeichnet werden muß: „Trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen.“ —

Fürwahr, Goethe erblickte in Plato den herrlichen Dichter, den auserkorenen Meister der synthetischen Anschauungsweise auf wissenschaftlichem Gebiet. Er zog ihn dem Aristoteles bei weitem vor, der dem Naturforscher entschieden ein besserer Ratgeber gewesen wäre. Er war fest davon überzeugt, daß man sich nur an Plato zu halten brauchte, um gewiß zu sein, den Zersplitterungen und Komplikationen auf wissenschaftlichem Gebiet zu entgehen. Wir hätten uns bei jeder Gelegenheit nur zu fragen, wie sich Plato zur Natur stellen würde, wie wir sie heute sehen, mit all ihrer Mannigfaltigkeit trotz ihrer

unzerstörbaren Einheit. Man ist versucht, ihm zur Antwort zu geben, daß der Grund, weshalb die Natur uns vielgestaltiger als den Alten erscheint, in den zweitausendjährigen physischen Erfahrungen zu suchen ist, die sich in bemerkenswerter Weise angehäuft haben. Und das Wachsen dieser Erfahrungen ist nicht den „sentimentalen" Methoden Platos zuzuschreiben, sondern vielmehr den genaueren und strengeren des Aristoteles.

Ja, das Gefühl kann ein trügerischer Führer in jenen Regionen des Kosmos sein, die die Wißbegier des Menschen fortwährend wach erhalten. Es riß Goethe zu seiner Philosophie der Natur hin, zu jenen der Einbildungskraft entsprossenen Zusammenstellungen, die dem deutschen Romantiker so teuer sein mußten, da sie dem Schöpfungsdrang, der übersinnlichen Erleuchtung freie Bahn ließen. Für diese Gemütsverfassung bildet Novalis einen interessanten Typus. Auch Schelling und Hegel verdanken ihr die absonderlichsten Schlußfolgerungen. Goethe hat ihr außerordentlich kühne Ansichten entnommen. Er spricht gegen Eckermann am 27. Januar 1830 folgende Schätzung des Botanikers Martius aus, der ihn in Weimar besuchte: „Sein Aperçu der Spiraltendenz ist von der höchsten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünschen, so wäre es, daß er sein entdecktes Urphänomen mit entschiedener Kühnheit durchführte, und daß er die Courage hätte, ein Factum als Gesetz auszusprechen, ohne die Bestätigung allzu sehr im Weiten zu suchen." — Wer über derartige Gegenstände nachgedacht hat, wird die Gefahr einer solchen Suggestion ermessen können.

Das außerordentliche Vertrauen, das Goethe in das geniale, intuitive Gefühl setzte, wird lebendig und nimmt bis zu einem gewissen Punkte sichtliche Gestalt an in der Makarie in Wilhelm Meisters Wanderjahren, die in einigen Zügen Frau von Steins Bild trägt, jedoch bis zur Größe eines Erzengels der Astronomie erhoben. „Makarien" erklärt die junge Angela an Wilhelm, „sind die Verhältnisse unseres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, ferner hin sich immer deutlicher belebend, gründlich eingebo-

ren. Erst litt sie an diesen Erscheinungen, dann vergnügte sie sich daran und mit den Jahren wuchs das Entzücken. Nicht eher jedoch kam sie hierüber zur Einsicht und Beruhigung, als bis sie... den Freund gewonnen hatte," der Astronom ist, nicht durch reine Eingebung, sondern durch Wissen und Erfahrung. „Der Wissende ließ sich hierauf dasjenige, was sie schaute, welches ihr nur von Zeit zu Zeit ganz deutlich war, auf das Genaueste vortragen, stellte Berechnungen an und folgerte daraus, daß sie nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr geistig als ein integrierender Teil darin bewege. Er verfuhr nach dieser Voraussetzung, und seine Calculs wurden auf eine unglaublichste Weise durch ihre Aussagen bestätigt." — Im ganzen ist das ein glücklich gewähltes Symbol, um die Verbindung von intuitiven Fähigkeiten mit dem überlegenen Verstande zu kennzeichnen, die zur Erschließung des Weltalls notwendig ist. Doch weist es uns auch den Weg, auf den Goethe sein angeborener romantischer Mystizismus hinleitete. Wie sehen die tatsächlichen Resultate dieses unbeschränkten Vertrauens in eine übersinnliche Erleuchtung in Wirklichkeit aus? — Einerseits sind es sehr schöne und wirkliche Entdeckungen auf dem Gebiet der Anatomie des Menschen und der theoretischen Botanik. Andererseits jedoch die bedauerliche, antinewtonsche Farbenlehre, von der Caro berichten konnte, daß infolge einer sonderbaren Verzwickung von wissenschaftlicher und eingebildeter Deutung, von rationeller Forschung und mystischer „Erfahrung" Goethe ihn durch systematische Illusionen über Erkenntnisse verblüffte, die auf dem scharfsinnigsten Irrtum beruhten und auf Schlußfolgerungen, die „den Stempel einer unschuldigen und naiven List" trugen[1]).

[1]) Gustave Flaubert, ein Jünger des ästhetischen Mystizismus der vierten romantischen Generation hatte in der ersten Versuchung des heiligen Antonius einen Zaubervogel beschrieben von riesenhafter Ausdehnung, den er „Dinorius" benannte. Einige Zeit danach schrieb er seinem Freunde (25. Dez. 1852): „Weißt du, daß man soeben in Madagaska einen Riesenvogel entdeckt hat, den man „Epiorius" nennt. Du wirst sehen, er wird mein Dinorius sein und rote Flügel haben!" — Nein, die Natur

Goethes Hartnäckigkeit in diesem Punkte ist jedoch bekannt. Man ist überrascht, ihn zu Eckermann sagen zu hören, 2. Mai 1824: „Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehören... daß man eine große Erbschaft thue, Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen... Mir ist der Irrtum der Newtonschen Lehre zutheil geworden.“ — Und das erscheint ihm, dem Dichter des Werther und des Faust, als der wahre Grund für seinen dauernden Ruhm! — „Aber sagen Sie selbst“, hatte er einige Monate vorher zu Eckermann gesagt, „konnte ich nicht stolz sein, wenn ich mir seit zwanzig Jahren gestehen mußte... daß ich unter Millionen der einzige sei, der in diesem großen Naturgegenstande allein das Rechte wisse?“ — „Während Goethe so mit einer Kraft und einem Reichtum des Ausdrucks sprach,“ erzählt sein ergebener Vertrauter, „wie ich in ganzer Wahrheit wiederzugeben nicht im Stande bin, glänzten seine Augen von einem außerordentlichen Feuer. Man sah darin den Ausdruck des Triumphs, während ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielte.“ — Das eben ist die Haltung des überzeugten Mystikers, für den das Gottesbündnis eine Gewißheit ist. Tolstoi[1]) nahm ungefähr dieselbe Haltung ein, wenn man ihm von den russischen Sektierern, den Douchoborzen, seinen verfolgten und umherirrenden Schutzbefohlenen sprach, die gegen Ende seines Lebens seine Meister in der sozialen Philosophie wurden. Ein Widerspruch auf brennende Fragen hatte die Macht, den illustren Greis von Weimar ebenso tief zu erregen, wie später denjenigen von Jasnaja Poljana, weil er einem Angriff auf jenen mystischen Bau gleichkam, auf dem sie ihren lebendigen Imperialismus gestützt hatten, auf jenes Band, mit dem sie sich unmittelbar mit ihrem Gotte verbunden glaubten.

---

ist nicht so entgegenkommend. Der Vogel, dessen wirklicher Name „Epiornis“ hieß, war eine Art Strauß und kein Vogel mit hohem Flug wie derjenige der „Versuchung“. Und man hat nie erfahren können, ob seine Flügel rot waren.

[1]) In meinem Werk über „Les Mystiques du Neo-Romantisme“. Plon. 1911.

5. Der „Dämon".

Dieser Gott Goethes ist zugleich derjenige Spinozas und noch mehr derjenige Rousseaus, dessen Bündnis mit dem Menschen die Form einer väterlichen Zuneigung annimmt: ein Gott der Wahrheit, des Lichts und vor allem der Güte. Doch neben einem derartig verbündeten Gott, neben der göttlichen Systematisierung ihrer Lebenserfahrungen (um die Sprache der pathologischen Psychologie zu gebrauchen), haben die großen Mystiker eine Art dämonisches System, dem sie jeden Mißerfolg der Geistesarbeit ihres Unterbewußtseins zuschreiben, der sich dem großartigen Bau ihres spezifischen Gottbegriffes nicht einfügen läßt[1]). — Für Goethe wird dieser untergeordnete und verdächtige Gott niemals ein vollständig teuflisches und feindliches Prinzip werden, wie ihn die christlichen Mystiker in der Vorstellung des Versuchers empfinden. Seine optimistische Psychologie verbannt aus seinen Gedanken so viel als irgend möglich den Begriff der Versuchung, das heißt der natürlichen und spontanen Neigung des Menschen zu einer egoistischen und antisozialen Haltung. Da er im allgemeinen an der Anschauung seiner Zeit, dem Glauben an die „natürliche Güte", festhält, so besteht für ihn neben der das Weltall regierenden Gottheit ein dämonisches Prinzip, das jedoch kein direkt teuflisches ist, eine zweideutige Macht, zugleich böswillig und wohlwollend, mißgünstig und günstig, undurchdringlich jedoch in seinen den Menschen betreffenden Absichten. Der „Dämon" des Sokrates gab ihm den Namen für diesen geheimnisvollen Begriff.

Meines Erachtens ist das Dämonische, das vergöttlichte Unterbewußtsein in seiner Gesamtheit, mit seinen zeitweilig erleuchtenden Blitzen und seinen gefährlichen Irrlichtern, mit seinen nutzbringenden Ratschlägen, die einer ererbten Weisheit entstammen, für die wir keinen Namen mehr wissen, und mit seinen unlogischen und gewalttätigen Suggestionen. — Zum

[1]) Vgl. meine Studie über W. James in „Mysticisme et Domination". Paris 1913.

besseren Verständnis des Gesagten lasse ich Goethes ausführliche Erklärung folgen, die wir am Schluß von „Dichtung und Wahrheit“ (XX. Buch) finden: „Man hat gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling ... erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion (derjenigen Rousseaus) hingeblickt, dann (nach seinem Aufenthalt in Leipzig) ... sich an eine positive festgeschlossen (in der Form des pietistischen Protestantismus, den Fräulein von Klettenberg verkündigte). Ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eignen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig ‚hingegeben hat‘.“ Hiermit ist ein halb-spinozistischer, halb romantischer Pantheismus gemeint. „Als er in den Zwischenräumen dieser Religionen hin und wieder wanderte,“ fügt er hinzu, „begegnete ihm Manches was zu keiner von allen gehören mochte...“ und dieses außerhalb stehende Unfaßliche bezeichnet er eben als das „Dämonische“. „Er glaubte in der Natur,“ fährt er fort, „der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten, etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deshalb unter keinem Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang... Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen... Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die Eine für den Zettel, die Andere für den Einschlag könnte gelten lassen. Das ist der Ormuzd und Ahriman der Iranier. — Nur mit Mühe gelingt es später Eckermann, dem Meister einige be-

stimmtere Erläuterungen über diesen Gegenstand, den er nur ungern berührte, abzuringen. „Das Dämonische liegt nicht in meiner Natur," erklärte der Dichter, „aber ich bin ihm unterworfen." Das kann doch nur heißen, daß seine irrationellen Eingebungen ihn mehr als einmal dem sozialen Schiffbruch nahezubringen drohten, daß sein gesundes bürgerliches Empfinden ihm jedoch stets zur richtigen Zeit und Gelegenheit den heilbringenden Weg wies, um Katastrophen entgehen zu können. „Nur muß der Mensch auch wiederum gegen das Dämonische recht zu behalten suchen..." fügt er hinzu, was durchaus dem Prinzip einer experimentellen wie rationellen Moral entspricht. Schließlich kommt seiner Meinung nach das Dämonische, das sich dem freien und bewußten Willen des Menschen entgegensetzt, besonders in der dichterischen Inspiration zum Ausdruck. „In der Poesie", sagt Goethe, „ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt." So ist diese interessante mystische Vorstellung beschaffen, die in dem mächtigen Bau der ästhetischen Mystik, in der theoretischen Gedankenwelt Goethes, den zweiten Platz einnimmt.

6. Verkettung von Romantismus und Stoizismus. — Die Gespräche.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die berühmten Gespräche mit Eckermann, die der ehrfurchtsvoll lauschenden Nachwelt das Wesen des ruhmgekrönten Greises näher brachten. Auch hier tritt die romantische Moral noch vorübergehend zutage, zumeist jedoch in Form irgendeiner Grille oder oftmals in Paradoxen. Man erstaunt beispielsweise vor einigen allzu ausdrucksvollen Ausfällen gegen das Christentum, hervorgerufen durch die Erinnerung an einen Streit über die Moral im Werther mit einem anglikanischen Bischof. Und doch hatte der Verfasser des Buches wiederholt dessen unseligen Einfluß auf exaltierte Gemüter bedauert, hauptsächlich in den ersten Zeiten seiner mini-

steriellen Amtstätigkeit in Weimar, als es in den Händen jenes jungen Mädchens gefunden wurde, das sich aus Liebesgram das Leben nahm. Wenn schon die christlichen „Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen", wie er sich jenem groben anglikanischen Bischof gegenüber ausspricht, vor dem religiös-mystischen Wahnwitz im Werther die Menschen zur Verzweiflung und zum Irrsinn getrieben haben, so läßt sich nicht verkennen, daß die christliche Moral mit ihrer Lehre vom Jenseits zum Fortschritt unserer Zivilisation und zur Vorherrschaft Europas unendlich viel beigetragen hat.

Man würde auch ohne Bedauern aus diesen so bedeutenden Blättern einige allzu rousseauistische Paradoxa gestrichen sehen, die für einen Mann dieses Alters fast zu kraß erscheinen. Zum Beispiel jenes vom 12. März 1828: „Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen." — Gibt sich die menschliche Natur bei unseren Antipoden nicht tatsächlich in der Barbarei der Anthropophagie kund? — Man wundert sich gleichfalls über den Ausfall gegen die Polizei des Herzogs, die den Weimarer Straßenjungen ihre lauten Spiele verbietet, da es doch erwiesen ist, daß der Dichter selbst mehr als einmal die guten Dienste der Wächter der öffentlichen Ordnung zur Sicherung der eigenen notwendigen Ruhe und der Disziplin auf den Straßen anrief. Mögen das auch augenblickliche Grillen gewesen sein, so sind sie dennoch charakteristisch für die alles hartnäckig überlebenden Tendenzen der Sturm- und Drangperiode. Gleichfalls möchte man die fast zu offenkundige Vorliebe für Byron dämpfen, die in den Gesprächen immer wieder zutage tritt, trotz allen von Eckermann geäußerten Einwendungen und Bedenken. In bezug auf das Wesen und die voraussichtlichen moralischen Folgen des Byronismus, dieser einer Auflehnung entstammenden antisozialen Haltung, die das Verbrechen zeitigen muß, erscheint uns Eckermann hellseherischer als sein großer Meister.

Im Gegensatz hierzu stehen die vielen feinfühligen und starken, geistreichen und gesunden Ansichten, die Sainte-Beuve mit vollem Recht in hellstes Entzücken versetzten, als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Werk in französischer Übersetzung erschien. Gleich zu Anfang die Beurteilung des Werther (2. Januar 1824), die dem eben erwähnten Bischof, dem seine Verurteilung des Buches eine so scharfe Zurechtweisung zuzog, bis zu einem gewissen Punkte recht zu geben scheint. „Übrigens habe ich das Buch... seit seinem Erscheinen nur ein einziges Mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu thun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei, und ich fürchte den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging.“ Seiner Wertschätzung Byrons vom 24. Februar 1825 stimme ich ohne Vorbehalt zu und wünschte, er hätte es bei ihr bewenden lassen. Ferner diesem herrlichen stoischen Glaubensbekenntnis vom 14. April 1824: „Da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein. Da es mir aber mit meiner Bildung ernst war und ich an meiner Veredlung unabläßig arbeitete, so war ich im beständigen Fortstreben begriffen, und es ereignete sich oft, daß sie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längst abgelegt hatte. Diese Guten haben mich am wenigsten verletzt; sie schossen nach mir, wenn ich schon meilenweit von ihnen entfernt war.“ —

Gewiß ist dieser beständige Fortschritt Goethes, wie ich dies bei Gelegenheit eines Steinschen Aphorismus von ähnlicher Tendenz bereits hervorgehoben habe, mehr geistiger als spezifisch moralischer Natur. „Ich habe immer“, sagt er am 20. Oktober, „nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern, und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte.“ Dann ist noch jenes berühmte Gespräch mit Falk am Tage von Wielands Beisetzung hervorzuheben: „Es ist etwas um ein achtzig Jahre hindurch so würdig

und ehrenvoll geführtes Leben; es ist etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns alle miteinander übertraf! Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nicht...“ Das also ist Goethes Gesinnung, und man ersieht aus ihr, auf welche Art Vorzüge er im Leben seines alten Freundes das Hauptgewicht legte, um ihn nach dem Ritus Spinozas heilig zu sprechen.

Im Grunde genommen ist diese Ansicht über die sokratische Moral, die alle Tugend dem Wissen entspringen läßt, auch durchaus nichts Wahrheitswidriges, da die Erfahrung die unerschöpfliche Quelle des gemeinsamen Fortschritts bildet, und Goethe sich stets darauf berief, mit dem zunehmenden Alter zu einer höheren Beherrschung seiner Leidenschaften gelangt zu sein. Die drei Liebesleidenschaften seines vorgerückten Alters können dafür wohl als Zeugnis gelten. — Am 22. März 1825 bespricht er seine Theaterdirektion in folgender Weise: „Alles die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen, ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben.“ Was die jungen und hübschen Schauspielerinnen anbetrifft, so war seine Haltung ihnen gegenüber von größter Vorsicht! Er äußert sich darüber: „Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen; auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter!... Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner selbst blieb, blieb ich auch Herr des Theaters...“ Alle diese Aussprüche sind wohl in Betracht zu ziehen.

Seine strenge Beurteilung des unmoralischen und ausschweifenden Béranger ist bekannt, ebenso wie später diejenige von Victor Hugos „Notre Dame de Paris“, der dann später zur Zeit seiner „Misérables“, dem großen Deutschen als Entgegnung jegliches Herzensempfinden und jedes Mitleid für die Lei-

nung jegliches Henzensempfinden und jedes Mitleid für die Leiden des Volkes absprach. — Aus den Anfängen des französischen Romantismus, der ihn lebhaft interessierte, sagten Goethe besonders dessen historische und wissenschaftliche Vertreter wie Guizot, Sainte-Beuve, Ampère und Merimée zu. Besondere Beachtung verdient sein Brief an Zelter vom 28. Juni 1831: „Von der neuesten Französischen Romanlecture und ihrem nächsten Kreis will ich nur so viel sagen: es ist eine Literatur der Verzweiflung, woraus nach und nach alles Wahre, Ästhetische sich von selbst verbannt. Um augenblicklich zu wirken... müssen sie das Entgegengesetzte von allem was man dem Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, ins Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft.“ — Dennoch wollten die Vertreter des neuen Romantismus in Frankreich (die ich als die dritte Generation dieser Bewegung bezeichne), in Goethe, und zwar mit Recht, einen ihrer Meister von jenseits der Landesgrenze sehen, zugleich mit Byron, dessen Dichtungen von ihm so hoch geschätzt wurden. In der Tat hatte er selbst eine so entscheidende Vorwärtsbewegung in der moralischen Entwicklung zuwege gebracht, daß es nicht mehr in seiner Macht lag, ihrem schwindelerregenden Lauf Einhalt zu tun — so, wie es seinem Zauberlehrling mit dem Zauberbesen erging!

Nichtsdestoweniger wird man ihm die Anerkennung für seinen späten und ohnmächtigen Protest nicht versagen, der in der berühmten Definition vom 2. April 1829 seinen Ausdruck fand: „Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke... Wenn wir nach solchen Qualitäten Klassisches und Romantisches unterscheiden, so werden wir bald im Reinen sein.“ — Meine zusammengedrängte Untersuchung seines moralischen Entwicklungsganges lautet also, daß, wenn er mit vierzig Jahren die ihm von Frau von Stein vorgeschlagene

Hygiene der stoischen und christlichen Tradition verläßt, er instinktmäßig zu seinen eigenen Gunsten und zugunsten des romantischen Temperaments, das auch das unsrige ist, einen Ersatz in einer empirischen und zusammengesetzten Hygiene findet, die in der Hauptsache auf ästhetischem Mystizismus beruht und sich genügend erweist, um ihn bis in den Hafen eines von Ehrfurcht und höchstem Ruhm umstrahlten Greisenalters zu führen. Der moderne Mensch, der zugleich der romantische ist, wandte sich naturgemäß an den Meister, um das Geheimnis eines so vollständig und glänzend erfolgreichen Lebens zu erkunden. Den Weisheitslehren dieses Großen sodann mit Nutzen folgend, hat er ihm seine Dankbarkeit in Form einer Art Vergötterung dargebracht. In der Einleitung zu meiner „Romantischen Krankheit“[1]) habe ich selbst einst Goethe „den großen geheilten Romantiker“ genannt: heute jedoch würde ich ihn mit Vorliebe als den großen veredelten Romantiker bezeichnen, dank einer wunderbar schmiegsamen und vielseitigen Hygiene, sowie als denjenigen, dessen Anpassungsvermögen an das soziale Leben ihm ein seinen Wünschen entsprechendes Dasein ermöglichte: freilich war dieses auch eine Folge der unbegrenzten Vorrechte, die sein Genius beanspruchte, und die dem Dichterfürsten von seiten der öffentlichen Meinung ohne Widerspruch zugestanden wurde.

Oft bin ich versucht gewesen, ihn, im Vergleich zu Rousseau, diesem Christus der romantischen Religion, einen zweiten Paulus oder Augustus zu nennen, den geborenen Apostel des gebildeten Bürgertums. Nahm dieses nicht in der Tat die Stelle der Heiden ein im Vergleich zu den Jüngern Rousseaus, diesen Plebejern, die für ihre soziale Erhöhung kämpften? Goethe hat die romantische Moral gemäßigt und ihr in der Folge ein ungeheures Arbeitsfeld gewonnen. — In diesem Sinne, nur mit anderen Worten, hat vor einigen Jahren einer der geistreichsten französischen Goetheforscher, Michel Arnauld (in l'Ermitage

[1]) Vgl. Die romantische Krankheit. Berlin 1911. Verlag H. Barsdorf.

1900—1903) die goethesche Weisheit erläutert: als eine durch Versuche errungene Tugend; als herrschenden Willen über unzählige, in physischer und moralischer Hinsicht der Kraft entbehrende Tendenzen; als Ekel vor voreingenommenen ästhetischen Begriffen, denen das aufklärende Bewußtsein vorzuziehen ist, das jedem individuellen Instinkt innewohnt; als das Entsagen, dem wesentlichsten Bestandteil in der Entwicklung der Menschheit, ohne irgendwelche asketische Anlehnung.

Noch möchte ich hinzufügen, daß diese Schlußfolgerungen eines so gewaltigen Daseins außerdem bis zu einem gewissen Punkte gemildert und berichtigt wurden durch das gebildete Deutschland, das, indem es den ersten seiner Söhne, dessen Ruhm unaufhaltsam die Grenzen seiner Heimat weit überflog, aus eigener Wahl zu seinem Erzieher erkor und mehr oder minder bewußt, doch durchweg erkennbar, die allzu verdächtigen romantischen Elemente aus seinem Lebenswerk auszumerzen bestrebt war, deren Spuren jedoch einem aufmerksamen Beobachter bis zuletzt ersichtlich bleiben. Ein Beispiel für eine derartig feilende Arbeit mittelst unermüdlicher Interpretation, habe ich bei Gelegenheit der Faustbesprechung gezeigt. Goethe als Erzieher, diese Bezeichnung, die ihm so oft gegeben wird, bedeutet vor allem den deutschen Geist, die deutsche Erfahrung als Erzieherin. Und wer möchte ohne Schaden diesen Beitrag zur allgemeinen Ethik von einer Nation missen, die ihre so hervorragende Stellung in dem Entwicklungsgange unserer europäischen Zivilisation noch heute behauptet?!

BINDING SLIP MAR 8 1974

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT 2085 A4S4 Sellière, Ernest Antoine Aimé Léon
Charlotte von Stein und ihr antiromantischer Einfluss auf Goethe